

Innovationsvorhaben im Bereich der berufsbildenden Schulen
im Auftrag des Niedersächsischen Kultusministeriums

Entwicklung eines Aus- und
Fortbildungskonzeptes zum Thema
Inklusion für die sozialpädagogischen
Ausbildungsgänge

Innovationsvorhaben im Bereich der berufsbildenden Schulen

Inhaltsverzeichnis

	Seite
1. Einleitung	2
2. Begriffseingrenzung Inklusion	3
2.1 Inklusion als Anforderung an die berufliche Ausbildung von Erzieherinnen und Erziehern	4
2.2 Inklusion als Thema in den sozialpädagogischen Ausbildungen	5
3. Unterrichts Anregungen zur Inklusion in den Fächern	6
3.1 Berufsrolle und Konzeption	6
3.2 Zielgruppenorientierte Arbeitsprozesse	8
3.3 Sozialpädagogische Beziehungsgestaltung	12
3.4 Sozialpädagogische Bildungsarbeit	14
3.5 Optionale Lernangebote	16
4. Schlussbemerkungen	19
5. Anhang	20

1. Einleitung

Das Niedersächsische Kultusministerium hat die Anregung der Fachberaterinnen und Fachberater Sozialpädagogik aufgegriffen und zum Schuljahr 2011/12 eine Arbeitsgruppe aus der BBS Ritterplan Göttingen und der BBS Vechta beauftragt, im Rahmen eines Innovationsvorhabens ein Aus- und Fortbildungskonzept zum Thema **Inklusion** für die sozialpädagogischen Ausbildungsgänge zu erarbeiten.

Mit dieser Schwerpunktsetzung wird ein besonderes Anliegen der aktuellen Bildungsdiskussion aufgenommen und es werden deshalb schon vor der Erarbeitung der neuen modularisierten Rahmenrichtlinien konkrete Unterrichts Anregungen und Fortbildungsangebote zum Thema Inklusion entwickelt und den Schulen zur Verfügung gestellt.

Das Innovationsvorhaben arbeitet in Abstimmung mit der Gruppe der Fachberaterinnen und Fachberater Sozialpädagogik der Landesschulbehörde sowie mit dem zuständigen Fachreferat im Kultusministerium.

Die am Innovationsvorhaben beteiligten Lehrkräfte sind:

- Frau StD'n Dr. Martina Otto-Schindler, BBS Vechta
- Frau StR'n Yvonne Stockhausen, BBS Vechta
- Frau StR'n Meike Hommel, BBS Ritterplan Göttingen
- Herr StD Heinz Schauerte, BBS Ritterplan Göttingen

Der vorliegende Bericht fasst die Arbeit und Ergebnisse der Arbeitsgruppe zusammen.

Vorgehensweise der Arbeitsgruppe:

Die Arbeit der Gruppe erfolgte durch Treffen in Göttingen und Vechta sowie einer Kommunikation über E-Mails, bei der Zwischenergebnisse ausgetauscht und überarbeitet wurden.

In der Gruppe bestand und besteht Konsens, dass für das vorliegende Ergebnis folgende Grundgedanken und Zielperspektiven richtungsweisend sind:

- Der Inklusionsauftrag der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen¹ ist bindend und verpflichtet gerade auch die sozialpädagogischen Ausbildungsgänge, Inklusion in der Ausbildung mitzudenken und umzusetzen.
- Inklusion beschränkt sich nicht auf Menschen mit Behinderungen, sondern schließt in seiner Erweiterung in Anlehnung an den Diversity-Ansatz

¹ Beauftragte der Bundesregierung für die Belange behinderter Menschen (Hg.) (2009): Alle inklusive! Die neue UN-Konvention, Berlin/Bonn

ebenso die Wertschätzung menschlicher Vielfalt mit ein, die sich u. a. auf Alter, Geschlecht, ethnische oder kulturelle Herkunft, Behinderung, Weltanschauung oder sexuelle Orientierung beziehen kann.

- Inklusion stand bei der Erstellung der gültigen Rahmenrichtlinien von 2002 noch nicht im Focus, wird aber in den neuen Rahmenrichtlinien angemessen aufgegriffen. Bis dahin sollte in den bestehenden Rahmenrichtlinien Inklusion in den sozialpädagogischen Ausbildungen weniger als zusätzliches Thema verstanden werden, sondern eher als Querschnittsaufgabe, die in die bestehenden Fächer integriert wird, um die angestrebte berufliche Handlungskompetenz reflektiert umsetzen zu können.
- Die hier erarbeiteten Unterrichts Anregungen erheben keinen Anspruch darauf, das sehr komplexe Thema Inklusion umfassend zu behandeln. Vielmehr werden den Lehrkräften pragmatische Anregungen für ihren Unterricht sowie Denkanstöße für eine weiterführende und kritisch-reflexive Auseinandersetzung mit der Thematik gegeben.

2. Begriffseingrenzung Inklusion

Kaum ein Begriff wird in der pädagogischen Diskussion in den letzten Jahren so inflationär benutzt, wie der der Inklusion und kaum ein Begriff ist zugleich so komplex und umstritten, da er sowohl ethische als auch normative Zielsetzungen, wie auch strukturelle, ökonomische und organisatorische Ansprüche und Traditionen berührt und darüber hinaus eine Auseinandersetzung mit eigenen Werthaltungen und Gefühlen herausfordert. Im Rahmen dieses Innovationsvorhabens können wir die vielfältige Diskussion des Begriffs nur skizzenhaft aufgreifen, aber nicht detailliert nachzeichnen und verweisen auf entsprechende Veröffentlichungen.²

Wir gehen in unserem Verständnis von Inklusion zunächst von dem durch die Zustimmung zur Behindertenrechtskonvention der Vereinten Nationen (2006/2009) formulierten Anspruch auf ein gleiches Recht für alle Menschen auf Teilhabe an einem inklusivem Bildungs- und Schulsystem aus. Dieser normativen und pädagogischen Zielsetzung steht in der Bundesrepublik Deutschland eine lang tradierte gesellschaftliche Wirklichkeit entgegen, die durch eine Vielzahl von separierenden Einstellungen und Bildungsangeboten gekennzeichnet wird. Wir sind es in der Bundesrepublik eher gewohnt, abweichenden Leistungen und nicht konformem Verhalten durch besondere Fördermaßnahmen in separierten Gruppen zu begegnen als Heterogenität in

² u. a.: Prengel Annedore (2010): Inklusion in der Frühpädagogik – Bildungstheoretische, empirische und pädagogische Grundlagen, Wiff, München
Haug Peder (2011): Inklusion als Herausforderung der Politik in: Kreuzer, Ytterhus (Hg.) „Dabeisein ist nicht alles“, München

einer gemeinsamen Lerngruppe durch differenzierte und individualisierte Maßnahmen zu fördern. Diesen Widerspruch, der unsere Gesellschaft noch lange begleiten und beschäftigen wird, gilt es auszuhalten und zu reflektieren.

In den zahlreichen Veröffentlichungen zu einer inklusiven Pädagogik zeichnen sich vor allem zwei Ebenen ab, die gerade für sozialpädagogische Ausbildungen von Bedeutung sind. Zum einen die Ebene der theoretischen Grundlegung und dem zugrundeliegenden Menschenbild von Inklusion, das in der Ausbildung thematisiert und reflektiert werden muss. Zum anderen die Ebene der Konzeption und Umsetzung von Inklusion in den verschiedenen Bildungseinrichtungen, die als berufliche Handlungskompetenz von den zukünftigen Erzieherinnen und Erziehern mitgebracht und zunehmend umgesetzt werden muss.

Da die sozialpädagogischen Ausbildungen vor allem die Kinder- und Jugendhilfe, sowie außerschulische Bildungsbereiche und hier besonders die Elementarbildung in den Blick nehmen, werden sich die nachfolgenden Ausführungen und Unterrichtsbeispiele schwerpunktmäßig in diesen Bildungsbereichen bewegen, obwohl deutlich sein muss, dass Inklusion für alle Lebensbereiche gilt.

2.1 Inklusion als Anforderung an die berufliche Ausbildung von Erzieherinnen und Erziehern

Wenn, wie oben ausgeführt, Inklusion auch für weiterführende Bildungsinstitutionen gilt, stellt sich besonders für die berufliche Ausbildung und die Didaktik in den (Berufs)-Fachschulen die Frage, wie hier Inklusion realisiert werden kann. Gerade für die Ausbildung in sozialpädagogischen Berufen müsste die Vielfalt und Diversität von Bewerberinnen und Bewerbern als Herausforderung und Bereicherung wahrgenommen werden, um möglichst viele und unterschiedliche junge Menschen für den Beruf der Erzieherin/des Erziehers zu gewinnen. Im Genderbereich z. B. ist diese Zielsetzung durch das verstärkte Werben um männliche Fachkräfte im Elementarbereich spürbar und auch die Ausbildung von Interessenten mit unterschiedlichen sprachlichen und kulturellen Hintergründen wird in vielen Bundesländern besonders gefördert. Schwieriger gestaltet sich dagegen die Ausbildung von Erzieherinnen und Erziehern für junge Menschen mit Behinderungen. Zwar gibt es vereinzelte Beispiele, dass Schülerinnen und Schüler mit z. B. Seh- oder Hörbehinderungen oder Bewegungs-einschränkungen die Erzieherausbildung erfolgreich abschließen, aber dies sind eher Ausnahmen. Viele Schulen scheitern schon in der Gestaltung eines barrierefreien Umfeldes oder der Bereitstellung von notwendigen Hilfsmitteln und Assistenzpersonal. Dies liegt weniger an mangelnder Motivation der Beteiligten als oftmals an fehlenden Ressourcen und unklaren Zuständigkeiten, die eben unterstreichen, dass unsere Institutionen und gesellschaftlichen Bedingungen noch längst nicht inklusiv gestaltet sind,

sondern dass sich Betroffene häufig gegen erhebliche Widerstände ihr Recht auf Teilhabe erkämpfen müssen.

Eine besondere Problematik für Inklusion in der beruflichen Bildung ergibt sich aus der Tatsache, dass die Zielsetzung der Ausbildung ja nicht in erster Linie in der Entwicklung der Persönlichkeit und der Erreichung eines individuell möglichen Schulabschlusses besteht, die in inklusiven Modellen und gemeinsamen Lernen von Schülerinnen und Schülern unterschiedlicher Fähigkeiten grundsätzlich denkbar sind. Ziel der beruflichen Bildung ist über die Persönlichkeitsbildung hinaus der Erwerb einer qualifizierten beruflichen Handlungskompetenz in den Dimensionen von Wissen, Können und Haltung. Hier zeigen sich in der Ausbildung für eine Reihe von Bewerberinnen und Bewerbern mit Einschränkungen in kognitiven oder motivationalen Fähigkeiten oder mit erheblichen psychischen oder sozialen Problemen manchmal Grenzen, die dazu führen, dass diese Auszubildenden die notwendigen Abschlüsse nicht erreichen bzw. den Übergang in die nächste Ausbildungsstufe nicht schaffen. In solchen Fällen sind die im Konzept der Inklusion vorgesehene Individualisierung und Differenzierung, sowie eine Anpassung der Lernziele an den jeweiligen Entwicklungsstand nur bedingt umsetzbar.

Angesichts der Diskussion um notwendige Qualitätsstandards in der Sozialpädagogik und den Forderungen nach einer zunehmenden Akademisierung des elementar-pädagogischen Berufsfeldes ist aus unserer Sicht eine Niveauabsenkung in der beruflichen Bildung mit dem Hinweis auf Inklusion daher auch nicht vertretbar.

2.2 Inklusion als Thema in den sozialpädagogischen Ausbildungen

Das Thema Inklusion fließt in die sozialpädagogischen Ausbildungen auf unterschiedlichen Ebenen in die Gestaltung des Unterrichts ein. Die oben angesprochene Notwendigkeit zur Reflexion des eigenen Menschenbildes wird in vielen Lernfeldern eingefordert und realisiert. Um die konzeptionelle und tatsächliche Umsetzung von Inklusion in den verschiedenen Einrichtungen der Kinder- und Jugendhilfe in den Blick zu nehmen, bietet es sich an, auf den Index für Inklusion³ zurückzugreifen, dessen detaillierte Fragen eine brauchbare Leitlinie für die gesamte Ausbildung darstellen, die immer wieder an verschiedenen Stellen in den Unterricht eingebracht werden können.

Konkrete Vorschläge und Materialien für den Unterricht in den verschiedenen Fächern werden in den nächsten Abschnitten und im Anhang dargelegt, wobei uns wichtig ist, dass es sich hierbei um Anregungen handelt, die auf keinen Fall in der Gänze „abgearbeitet“ werden sollten. Die Ausbildung von Sozialassistentinnen/ Sozialassistenten und Erzieherinnen/ Erziehern ist ebenso wie deren spätere berufliche Praxis mittlerweile mit derart vielen Themen und Ansprüchen überfrachtet, dass Inklusion eben nicht als aktuelles und

³ Booth/Ainscow/Kingston (GEW als Hrsg.) (2010): Index für Inklusion (Tageseinrichtungen für Kinder), Frankfurt am Main

zusätzliches Thema „draufgepackt“ werden sollte, sondern eher als Querschnittsaufgabe zur Sensibilisierung für dieses Thema mitgedacht werden muss. Ein guter und recht pragmatischer Ansatz für eine solche Sichtweise findet sich im Aufsatz „Inklusion lehren und lernen“ von Mike Breitbart⁴. Die dort skizzierten Bausteine einer inklusiven Didaktik beschränken sich nicht nur auf Inhalte und methodische Gestaltung des Unterrichts, sondern beziehen auch Leitungshandeln, Rahmenbedingungen und immer wieder die Selbstreflexion der Schülerinnen und Schüler mit ein. In diesem Sinne verstehen wir Inklusion für die sozialpädagogischen Ausbildungen nicht als schnelllebiges Thema, das zusätzlich in die Ausbildung aufgenommen werden muss, sondern als eine dauerhafte Herausforderung und Aufgabe, der sich die Sozialpädagogik in den nächsten Jahren stellen wird.

3. Unterrichts Anregungen zur Inklusion in den Fächern

Hinweise für die Nutzung:

Die im Folgenden formulierten Anregungen beziehen sich auf die Fächer und Optionalen Lernangebote in den derzeit gültigen Rahmenrichtlinien der Berufsfachschule Sozialassistentin/ Sozialassistent Schwerpunkt Sozialpädagogik und der Fachschule Sozialpädagogik. Die Beiträge werden nicht jeweils einer der beiden Schulformen zugeordnet, sondern es bleibt den Fachkräften in den Schulen überlassen, die Materialien für sich zu modifizieren und entsprechend dem Niveau ihrer Lerngruppen zu nutzen.

Die Darstellung der Anregungen erfolgt jeweils in zwei Schritten:

Grundsätzliches zum Fach

Zunächst werden grundsätzliche Überlegungen zum Zusammenhang des jeweiligen Faches mit dem Themenkomplex Inklusion beschrieben.

Unterrichtsanregungen

Es folgen für jedes Fach einige bewährte Vorschläge und Hinweise zum Unterricht, die den Lehrkräften und den didaktischen Teams Anstöße für die Einbeziehung des Themas Inklusion in die Unterrichtsgestaltung geben sollen. Die Beispiele reichen von kurzen Hinweisen zu Quellen und Methoden bis hin zu Lernsituationen.

Längere Materialien und Arbeitsblätter sind wegen der besseren Lesbarkeit in der Reihenfolge ihrer Erwähnung als Anlagen im Anhang zusammengefasst. Die Zuordnung der Anregungen zu einem Fach bedeutet keine Festlegung - viele Hinweise und Materialien können auch in anderen Fächer genutzt werden. Alle Materialien können als Ideen für die Unterrichtsplanungen der Lehrkräfte verstanden werden, sie sind darüber hinaus aber auch als Ausgangspunkt für Fortbildungsveranstaltungen gedacht.

⁴ Breitbart Mike: Inklusion lehren und lernen – Bausteine einer inklusiven Fachschuldidaktik:(in TPS 1/2011) Inklusion statt Integration!?, Friedrich Verlag, Velber

3.1 Berufsrolle und Konzeption

Grundsätzliches zum Fach

In diesem Fach geht es um das Erwerben und Vertiefen grundlegender Arbeitstechniken, wie z. B. sich alleine oder im Team Wissen aus dem sozialpädagogischen Berufsfeld zu erschließen und dieses zu bearbeiten und zu dokumentieren. Inklusion kann als Thema der verwendeten Texte und Quellen dabei immer mit bearbeitet werden.

Zentral ist das Ausbilden einer klaren Vorstellung vom Beruf des Erziehers/ der Erzieherin sowie deren Arbeitsfeldern und einer eigenen beruflichen Identität. Das Entwickeln einer reflektierten Grundhaltung der Fachkräfte bezogen auf den Umgang mit Andersartigkeit wird als eine der zentralen Bedingungen für das Gelingen von Inklusion gesehen.

Das berufliche Handeln soll konzeptionell beschrieben und begründet werden, das heißt, die Gedanken und Bedingungen für Inklusion müssen in den Konzeptionen identifiziert bzw. in die Konzeptionen der Einrichtungen eingearbeitet werden. Dieses Konzeptionsbewusstsein und die Qualität der Arbeit sollen in der Öffentlichkeit auch dargestellt werden können. Einrichtungen werden verstärkt ihre inklusive Arbeit sichtbar machen. Darüber hinaus werden die Auszubildenden auf die Zusammenarbeit mit Familien vorbereitet. Familien mit Kindern mit Behinderungen werden zunehmend inklusive Betreuungs- und Bildungsangebote nachfragen.

Unterrichtsanregungen

- Hinweise zur Gestaltung eines Unterrichtsgesprächs über Struktur und aktuelle Entwicklung des Bildungssystems in Deutschland/ Inklusionsauftrag **(s. Anlage 1)**
- Aktuelle, umfassende und gut visualisierte Fakten zum Bildungssystem gibt der Bildungsbericht 2010 der Bundesregierung http://www.bildungsbericht.de/daten2010/bb_2010.pdf
Er ist vollständig und in Teilen im Internet abrufbar. Hiermit können arbeitsteilig Hintergründe erarbeitet werden. Die Grafiken können per Beamer/ Farbfolie die Präsentation unterstützen.
- Erarbeiten und Vorstellen der UN Konvention. Der Originaltext des Gesetzes zu dem Übereinkommen der Vereinten Nationen vom 13. Dezember 2006 über die Rechte von Menschen mit Behinderungen findet sich unter:
<http://www.un.org/Depts/german/uebereinkommen/ar61106-dbgbl.pdf>

- Die von Klaus Klemm erstellte Analyse des Status Quo inklusiver Bildung (2010) ist online verfügbar: http://www.bertelsmann-stiftung.de/bst/de/media/xcms_bst_dms_32811_32812_2.pdf
Darin sind z. B. aktuelle Grafiken zu den Inklusionsanteilen im Ländervergleich enthalten.
- Kritische Auseinandersetzung mit der konkreten Umsetzung von Inklusion: Der zentrale Aspekt der Qualität und der Kosten von gelingender Inklusion lässt sich mit dem Zeitungsartikel zur Kosten-Projektion von Klaus Klemm (Bertelsmann Studie) diskutieren. (**s. Anlage 2**)
- Für eine kürzere Behandlung eignet sich das „Arbeitsblatt: Inklusion – Politik für Menschen mit Behinderung“ und das „Schaubild – Inklusion: Behinderung in Zahlen“ von Sozialpolitik.com (Stand Okt 2011), die beide kostenlos zur Verfügung stehen
http://jugend-und-bildung.de/webcom/show_article.php/c-10/nr-1054/p-1/i.html
- Als Einstieg geeignet ist der kurze Einführungsfilm (80 Sek.) der Aktion Mensch zum Thema Inklusion
https://www.aktion-mensch.de/inklusion/index.php?et_cid=6&et_lid=12519&et_sub=fkampagne---hauptnavigation
- Für die Identifizierung und Erarbeitung einer inklusiven Konzeption bietet der Index für Inklusion sehr hilfreiche Materialien
<http://www.eenet.org.uk/resources/docs/Index%20EY%20German2.pdf>
(Kitas)
- Das Heft der Aktion Mensch „Ich, du und die anderen“ gibt einen breiten Überblick zum Thema Behinderung und beinhaltet gute Arbeitsanregungen und Gesprächsimpulse. Es ist kostenfrei (auch im Klassensatz) erhältlich.
- Öffentlichkeitsarbeit: Die Materialien der Aktion Mensch zur Öffentlichkeit können analysiert werden bezüglich der Ziele und der Wirksamkeit: Plakate, Postkarten und Übungsheft für Toleranz
<https://www.aktion-mensch.de/div/suche/index.php?q=%DCbungsheft+Toleranz&collection=>
- Inklusion als „Gesellschaftsspiel“ 15min. frei verfügbarer Film
<http://vimeo.com/12268826> (**s. Anlage 3**)
- Das kostenlos bei der Aktion Mensch erhältliche Material „Lebensfragen Kontroversen zur Bioethik“ beinhaltet Schülerheft, Lehrerbegleitheft, Folien und eine szenische Inszenierung auf DVD zu den Themen: Menschenbilder, vorgeburtliche Diagnostik, Gentests etc.

3.2 Zielgruppenorientierte Arbeitsprozesse

Grundsätzliches zum Fach

Im Fach Zielgruppenorientierte Arbeitsprozesse geht es um die Erstellung und Auswertung von Lebensweltanalysen. Ziel ist es, pädagogisch gestaltete Lebenswelten zu arrangieren, die *allen* Kindern und Jugendlichen Sicherheit, Orientierung und Wohlbefinden bieten. Demzufolge müssen entsprechende pädagogische Konzepte und Hilfen entwickelt werden, die für alle Kinder und Jugendliche optimale Lebensräume bieten, individuell geplant und organisiert sowie regelmäßig im Prozess evaluiert werden.

Diese Perspektive eröffnet eine vielgestaltige Auseinandersetzung mit Menschen in unterschiedlichen Lebenssituationen, beispielsweise Erfahrungen mit Migration, unterschiedlichen sexuellen Orientierungen, kulturellen Unterschieden, wie Religion, Verhaltensauffälligkeiten, Behinderung, Exklusion, Inklusion etc.

„Auf der Basis von Beobachtungen werden Tagesabläufe geplant, wobei je nach Alter und Entwicklungsstand der Kinder und Jugendlichen eine Beteiligung der jeweiligen Zielgruppe ermöglicht werden soll (...) Auf der Grundlage ihrer Beobachtungen schaffen sie einen Ausgleich zwischen individuellen Bedürfnissen und Gruppeninteressen. Sie reagieren auf die individuelle Lebenssituation der Kinder und Jugendlichen und integrieren diese in ihr sozialpädagogisches Handeln.“

Demzufolge treffen unsere zukünftigen Erzieherinnen, Erzieher, Sozialassistentinnen und Sozialassistenten in unterschiedlichen Arbeitsfeldern auf Kinder und Jugendliche, deren Entwicklungen durch individuelle Lebensläufe, Beeinträchtigungen oder besondere Lebensgeschichten geprägt sind.

„In diesem Zusammenhang geht es sowohl um die erzieherische Tätigkeit, z. B. in sonderpädagogischen Einrichtungen, in Einrichtungen der Erziehungshilfe oder in integrativen Kindergartengruppen, als auch darum, sonderpädagogischen Handlungsbedarf in Regeleinrichtungen zu erkennen und entsprechende Maßnahmen zu initiieren.“ Diese Hinweise zum Fach schließen eine Auseinandersetzung mit der Thematik Inklusion auf multiplexe Weise ein. Die entsprechenden Zielformulierungen aus den Rahmenrichtlinien machen deutlich, dass das Thema Inklusion in elementaren Unterrichtsinhalten enthalten ist.

„Die Fachschülerinnen und Fachschüler übernehmen zunehmend Verantwortung in der Leitung der Gruppe und der Verteilung der Aufgaben im Team. Sie entscheiden sicherheitsrelevante, gesundheitserzieherische und hygienische Maßnahmen auf der Grundlage rechtlicher Bestimmungen und überprüfen deren Einhaltung. Sie verantworten die pflegerische Betreuung der Kinder und Jugendlichen und beachten deren Bedürfnisse nach Schutz, Pflege

und Fürsorge. (...) Sie entwickeln Verständnis für Kinder und Jugendliche in besonderen Lebenssituationen. Sie setzen sich kritisch mit dem Normbegriff auseinander und erkennen die fachlichen Vorteile und Gefahren, die darin liegen, Störungsbilder zu definieren. Sie reflektieren ihre Hemmungen und Ängste im Kontakt mit beeinträchtigten Menschen sowie eigene Verletzlichkeiten und Beeinträchtigungen. (...) Sie entwickeln gezielte Handlungsansätze zur Erziehung, Bildung und Betreuung betroffener Kinder und Jugendlicher, indem sie diese begleiten, fördern und unterstützen. Sie arbeiten präventiv und kompensatorisch und sind sich der Bedeutung individueller Förderung bewusst. Dabei berücksichtigen sie Fachkenntnisse über Krisen, Auffälligkeiten, Störungsbilder und institutionsspezifische Rahmenbedingungen unterschiedlicher sozialpädagogischer Arbeitsfelder, z. B. in der Heimerziehung oder der Arbeit mit Migrantinnen und Migranten. Sie überprüfen ihre Einstellungen und ihr Verhalten gegenüber Menschen aus anderen Kulturen. Mit gezielten Maßnahmen zur Sprachförderung und zum interkulturellen Lernen unterstützen sie die Integration von Kindern und Jugendlichen aus nicht-deutschsprachigen Herkunftsfamilien. Sie erkennen die Möglichkeiten und Grenzen ihres professionellen Handelns als Erzieherin bzw. Erzieher im Grenzbereich zur Heil- bzw. Sonderpädagogik und gestalten eine konstruktive Zusammenarbeit mit Fachkräften anderer Berufsgruppen“.

Unterrichtsanregungen

Gestaltung eines entwicklungsfördernden Umfeldes

- Bedeutung der Verantwortung und Partizipation im pädagogischen Prozess für *alle* Kinder und Jugendliche thematisieren
- Kooperation mit ausgewählten Institutionen des Gemeinwesens, z. B. Familienzentren - Stadtteilerkundungen bzw. Erkundungen des Gemeinwesens, Befragung von unterschiedlichen Zielgruppen
- Planung und Organisation des Gruppenalltags (Rituale, Regeln, Übergänge, Feste) unter pädagogischen und konzeptionellen Gesichtspunkten für *alle* Kinder bzw. Jugendliche
- Vorbereitung der Umgebung (Raum, Material, Medien) zusammen mit *allen* Kindern und Jugendlichen gestalten, welches die Entwicklung fördert und vielfältige kulturelle Bildungsanregungen gibt.

Institutionelle und konzeptionelle Einflüsse auf die Lebensgestaltung

- Erstellung und Dokumentation von Lebensweltanalysen
- zeitliche Strukturierungsprinzipien, z. B. Tagesablauf, Mahlzeiten, Feste im Jahresablauf (Normalisierungsprinzip)
- räumliche Gestaltungsprinzipien, z. B. von Innenräumen und Außengelände
- Bedeutung der „vorbereiteten Umgebung“ als Anregung für ganzheitliche Lernprozesse
- Fallanalysen können als Grundlage zur Entwicklung begründeter Entwicklungsberichte und Förderpläne dienen.
- Projekte, Erkundungen, Eigenerfahrungen, Medien (Literatur, Videos)

Rechtliche Rahmenbedingungen

- können erarbeitet werden, indem Informationsmaterial ausgewertet wird und Experten befragt werden (z. B. Fachberatung, Sozialamt, Jugendamt)
- Fallanalysen und Planspiele zu rechtlichen Entscheidungssituationen
- Biografiearbeit, z. B. durch eine gezielte Auseinandersetzung mit eigenen Krisen - Sensibilität für die Probleme von Kindern und Jugendlichen entwickeln
- Fallbeispiele in verschiedenen Formen, z. B. als Bericht, Gutachten oder Videoaufzeichnung, eignen sich als Ausgangspunkt unterschiedlicher Aufgabenstellungen.
- Material zum Thema Mitleid: „An der Berichterstattung leidend“ (**s. Anlage 5**)

Auffälligkeiten und Störungen des Verhaltens von Kindern und Jugendlichen

- Gemeinsame Aktivitäten mit beeinträchtigten Menschen ermöglichen die Entwicklung eines tieferen Verständnisses für deren Lebenssituation. Dieses kann durch die Initiierung von Selbsterfahrungsprozessen z. B.

Fortbewegung im Rollstuhl oder Simulation von Sinnesschädigungen unterstützt werden.

- Die Auszubildenden können Beratungsstellen, Selbsthilfegruppen und therapeutische Einrichtungen aufsuchen und deren Zielsetzungen und methodische Ansätze in der präventiven und kompensatorischen Arbeit erkunden
- Das Bild vom beeinträchtigten Menschen und das Thema Inklusion spiegeln sich in der aktuellen Medienberichterstattung wider. Hier können z. B. Zeitungsartikel als Ausgangspunkt für Diskussionen, Befragungen und Rollenspiele genutzt werden.
- Institutionelle und konzeptionelle Einflüsse auf die Lebensweltgestaltung erfassen: institutionelle Rahmenbedingungen, z. B. Säuglings- und Kleinkindbetreuung, Kindertagesstätte, Verlässliche Grundschule, Tages- und Wohngruppen, betreutes Wohnen

<http://www.aktion-mensch.de/presse/pressemitteilungen/detail.php?id=416>

Unterrichtsmaterialien können als Klassensätze, inklusive Lehrermaterial bestellt werden z. B. „Ich, du und die anderen“ u.a.

Norm und Abweichung:

- Problematik des Normbegriffes
- Abweichung als Auffälligkeit, Störung, Beeinträchtigung, Behinderung
- Abgrenzung von Förderung und Therapie
- Berufsgruppen im heilpädagogischen und therapeutischen Bereich

<http://www.kinderwelten.net>

Auffälligkeiten und Störungen des Verhaltens und Erlebens von Kindern und Jugendlichen, besondere Lebenssituationen und deren Einfluss auf die Entwicklung, z. B. Situation von Migrationsfamilien

- ausgewählte Störungsbilder und Entwicklungsabweichungen
- Krise und Krisenbewältigung
- Resilienz und Selbstwirksamkeit als Schutzfaktoren
- Handlungsansätze, wie integrative Erziehung oder interkulturelle Arbeit
- Institutionelle und rechtliche Rahmenbedingungen

[http://www.erzieherin.de/inklusion-konsequenzen-fuer-die-praxis-in-kindertageseinrichtungen.php#Inklusion ndash gelebte Paumldagogik der Viefalt 1](http://www.erzieherin.de/inklusion-konsequenzen-fuer-die-praxis-in-kindertageseinrichtungen.php#Inklusion%20ndash%20gelebte%20Paumldagogik%20der%20Viefalt%201)

Vorschlag zur Erarbeitung einer Unterrichtseinheit zum Thema Behinderung (s. Anlage 6)

Hinweis zu Anlage 4:

Die in der Anlage 4 eingestellten methodischen Hinweise sind aus den Ergebnissen eines Modellprojektes im Auftrag der BZgA entnommen und auf

das Themengebiet *Verschiedenartigkeit in unserer Gesellschaft verändert worden.*⁵ Die Vorschläge beinhalten gute methodische Tipps zum Umgang und zur Haltung gegenüber unterschiedlichen Lebenssituationen, beispielsweise Erfahrungen mit Migration, unterschiedlichen sexuellen Orientierungen, kulturellen Unterschieden, wie Religion, Verhaltensauffälligkeiten, Behinderung, Exklusion, Inklusion etc.

3.3 Sozialpädagogische Beziehungsgestaltung

Grundsätzliches zum Fach

Hauptaufgabe von Erzieherinnen ist die Gestaltung pädagogischer Beziehungen zum Einzelnen bzw. innerhalb einer Gruppe. Ein Schwerpunkt dieses Faches ist demzufolge die Weiterentwicklung der sozialen und kommunikativen Kompetenzen von Erziehern/innen, denn genau diese sind in den personenbezogenen Dienstleistungen besonders erforderlich. Dabei geht es nicht nur um die kommunikativen und sozialen Fähigkeiten der Schülerinnen und Schüler selbst, sondern auch darum, Kinder und Jugendliche beim Erwerb kommunikativer Kompetenzen zur Gestaltung von Beziehungen zu Gleichaltrigen und anderen Personen zu unterstützen.

Ein weiterer Schwerpunkt ist das Erkennen der Bedeutung von Gruppen für soziale Lernprozesse und für die Persönlichkeitsentwicklung des Einzelnen. Erzieherinnen analysieren Gruppenstrukturen und *„initiiieren, gestalten und begleiten Gruppenprozesse mit dem Ziel, entwicklungsfördernde soziale Situationen zu schaffen, in denen die Kinder und Jugendlichen die Möglichkeiten und Grenzen ihrer Selbstwirksamkeit erfahren können und grundlegende Umgangsformen im sozialen Miteinander erwerben.“* Dadurch wird die besondere Bedeutung der Teilhabe am sozialen Miteinander für alle Kinder, Jugendliche und Erwachsenen deutlich.

Um dieses zu üben, *„betrachten die Fachschülerinnen und Fachschüler sich als Gruppenmitglied und analysieren soziale Prozesse innerhalb der Klasse.“*

Neben der Betreuungs-, Erziehungs- und Bildungsarbeit von Kindern gehört es auch zu den Aufgaben von Erzieherinnen, Eltern in ihrer Erziehung anzuleiten. Dabei sind sie sich *„ihrer Verantwortung in der Konfrontation mit familiären Krisen bewusst und unterstützen die Familien bei der Suche weiterführender Hilfsangebote“.* Insbesondere Eltern von Kindern z. B. mit einer Behinderung oder mit anderem kulturellen Hintergrund sollten in sozialpädagogischen Einrichtungen auf vorurteilsfreie Hilfe und Unterstützung treffen. Dafür ist es notwendig, eigene Vorstellungen zu reflektieren, die Gesprächsführungskompetenz zu erweitern und angemessene Angebote und

⁵ Sexualpädagogik zwischen Persönlichkeitslernen und Arbeitsfeldorientierung. Unterrichtsmaterialien für die sozialpädagogische Ausbildung. Ergebnisse eines Modellprojektes im Auftrag der BZgA mit Unterstützung des Bildungsministeriums Schleswig-Holstein, durchgeführt am Landesinstitut Schleswig-Holstein für Praxis und Theorie der Schule (IPTS). <http://www.bzga.de>

Problemlösungsstrategien zu entwickeln. Dabei reflektieren sie „den veränderten *Betreuungs- und Unterstützungsbedarf von Eltern und Familien auf Grund vielfältiger Lebensmuster, Zeitstrukturen und Arbeitszeitregelungen*“.

Berufliche Ausbildungskompetenzen wie Betreuen, Anleiten, Beraten und Beurteilen zu entwickeln, ist ein weiterer Schwerpunkt dieses Faches. Dafür reflektieren die Fachschülerinnen und Fachschüler nicht nur ihre eigenen Erfahrungen als Angeleitete, sondern werden sich ihrer pädagogischen Vorbildfunktion bewusst. Das Themengebiet Inklusion wird zum Diskussions- und Unterrichtsgegenstand.

Die Fachschülerinnen und Fachschüler erweitern ihre Kompetenzen zur Teamarbeit und Kooperation im Berufsfeld, z. B. mit Mitarbeitern, Eltern, Trägern, Ausbildungsstätten und Berufsverbänden, indem sie Konzepte der Teamentwicklung, Netzwerk- und Selbsthilfeförderung beschreiben und vergleichen.

Unterrichtsanregungen

Erkennen und Reflektieren der eigenen Erfahrungen mit ‚anders sein‘ und des eigenen Umgangs mit Heterogenität und Andersartigkeit

- Thematisieren eigener Erfahrungen der Ausgrenzung und Ablehnung, die oft, weil sie schmerzhaft oder beschämend sind, ausgeklammert werden
- Heterogenität der Klassenmitglieder erkennen und wertschätzen
Erfahrungen von Verschiedenartigkeit z. B. im Planspiel „Bafa Bafa“:
<http://www.kjg-muenster.de/wp-content/uploads/2011/04/BafaBafa.pdf> oder
[http://www.dija.de/nc/toolbox-interkulturelles-lernen/methodenbox/?tx_fedijamethoden_pi1\[showUid\]=8](http://www.dija.de/nc/toolbox-interkulturelles-lernen/methodenbox/?tx_fedijamethoden_pi1[showUid]=8)
- Übungen zur biografischen Selbstreflexion
- Auseinandersetzung mit dem Erleben von ‚andersartigen‘ Menschen durch Literatur und Film (z. B. Bücher: Hannah Green „Bevor du liebst“ 1988; Filme: „Verrückt nach Paris“, 2002, „Vincent will mehr“ 2010; „Ziemlich beste Freunde“ 2012) – z. B. durch Einfühlen in die verschiedenen Beteiligten, Alternativen zum Verlauf entwickeln etc.

Gruppenpädagogik: Gestalten von Gruppenprozessen

- heterogene Klassengemeinschaft als Lerngruppe nutzen, gemeinsame Erlebnisse schaffen (Klassenfahrten, Unterrichtsverlagerungen, Planspiele)
- Beteiligung z. B. am Internationalen Tag der Menschen mit Behinderung (3. Dezember) – schulintern und öffentlich
- Wohlbefinden und Zugehörigkeit als Voraussetzung für Partizipation und Bildung

Zusammenarbeit im Team und mit den Eltern

- Hineinversetzen in die Eltern/ Angehörigen – Einbeziehen von Elternverbänden und Selbsthilfegruppen in den Unterricht
- Leben mit Kindern mit Behinderung aus der Sicht der Familien, z. B. Text „Dass es dich gibt“ (**s. Anlage 7**)
- Beispiel der Inklusion eines Kindes in einer Kita, z. B. Text Jacqueline Erk (2007): „...als hätte uns vorher eine Farbe gefehlt“ in: Schwere Mehrfachbehinderung und Integration. Hrsg. Andreas Hinz. Marburg
- In der Zusammenarbeit mit den Eltern und dem Team Beobachtungen genau auswerten, Behinderungen nicht ausblenden, sondern gemeinsam einen Umgang damit entwickeln, Elternbeteiligung und Partizipation thematisieren
- Anleitertreffen zum Thema Inklusion vorbereiten/ durchführen/ reflektieren

Erziehung als pädagogische Beziehungsgestaltung, Kommunikation und Gesprächsführung

- Begegnungen und Kontakt schaffen z. B. zu Menschen mit Behinderungen
- Wertschätzende Kommunikation mit verschiedenen Gruppen und in vielfältigen Situationen einüben
- Begegnungsmöglichkeiten im öffentlichen Raum reflektieren, z. B. am Text „Disco in Kiel“ (**s. Anlage 8**)

3.4 Sozialpädagogische Bildungsarbeit

Grundsätzliches zum Fach

Schwerpunkt dieses Faches ist die „Entwicklung einer wertschätzenden Haltung“ gegenüber Kindern und Jugendlichen, um diese beim Aufbau eines stabilen Selbstwertgefühls zu unterstützen. Dafür bedarf es einer kritischen Auseinandersetzung mit der eigenen Person und dem Bild vom Kind bzw. Jugendlichen. Schülerinnen und Schüler müssen Kinder und Jugendliche mit ihren individuellen Ressourcen, Stärken, Bedürfnissen und Wünschen wahrnehmen, achten und wertschätzen. Zudem gilt es das eigene Bild vom Menschen zu reflektieren, zu überprüfen und in Frage zu stellen.

Zudem geht es in diesem Fach um *„die Weiterentwicklung und Vertiefung von Beobachtungs- und Beurteilungskompetenzen, (...) [und um] die Planung, Initiierung, Begleitung und Evaluation von Erziehungs- und Bildungsprozessen unter Berücksichtigung entwicklungs- und sozialisationstheoretischer Fachkenntnisse.“* Dabei ist der Bildungsauftrag im Elementarbereich, z. B. hinsichtlich der Persönlichkeitsentwicklung, der sprachlichen Kompetenzen und der Schulfähigkeit zu beachten. Diese Aufgabe bezieht sich zukünftig nicht nur auf Kinder ohne Behinderungen, sondern auf alle Kinder.

Aufgabe der Schülerinnen und Schüler ist es, Wahrnehmungs- und Erfahrungsmöglichkeiten aller Kinder und Jugendlichen im Rahmen eines aktiven und kreativen Bildungsprozesses zu unterstützen und deren lernmethodische Kompetenzen zu fördern. Dabei sollten entwicklungsangemessene Partizipationsformen für alle Kinder, Jugendliche und Zielgruppen beachtet werden.

Die Fachschülerinnen und Fachschüler reflektieren die Bildungs- und Entwicklungsprozesse auf der Grundlage einer differenzierten Selbst- und Fremdwahrnehmung und verwirklichen ein wertschätzendes Menschenbild und Erziehungsverständnis, aus dem heraus sie ihre pädagogische Haltung und ihr Handeln begründen können.

Ebenso ist es eine Aufgabe der Schülerinnen und Schüler, den Erziehungs- und Bildungsauftrag in seinen gesellschaftspolitischen und wertorientierenden Dimensionen zu analysieren und zu beurteilen. Dazu gehört es auch, aktuelle politische Debatten wie z. B. das Thema Inklusion kritisch zu verfolgen und

deren zukünftige Auswirkungen auf ihre eigene professionelle Tätigkeit zu reflektieren.

Unterrichtsanregungen

Analyse von Zeitschriften, Bilder-, Kinder- und Jugendbüchern, Fernsehserien, Filmen

- In der Ausbildung spielt die Analyse von Medien, z. B. von Kinder- und Bilderbüchern bereits große Rolle. Die Analysefragen sollten kritisch betrachtet, reflektiert und ergänzt werden:
 - Werden Kinder und Jugendliche in ihrer Vielfalt, z. B. mit Behinderungen oder mit Migrationshintergrund in den Medien dargestellt?
 - Wie sieht die Darstellung von Kindern und Jugendlichen mit Behinderung in den Medien aus?
 - Bildet die Darstellung ein Abbild der Realität oder werden gängige Klischees bedient?

Analyse des Bildungsauftrags aus gesellschaftspolitischer Sicht (Menschenbild, Bild vom kompetenten Kind)

- Reflexion der eigenen Kindheit, z. B. Übung: „Koffer auf Reisen“
- Empathie zeigen für die Vielfalt von Kindheit
- Fragekarten, z. B. Ist jedes Kind bildungsfähig? Gibt es bildungsunfähige Kinder? Bezieht sich der Bildungsauftrag auf alle Kinder?
- Vision einer zukünftigen Gesellschaft, Text als Grundlage: Dakic, Danica: „Inklusion geglückt – Jeder Mensch ist anders, alle sind gleich. Ein fiktiver Blick in die Zukunft unserer Gesellschaft. In: MENSCHEN. Das Magazin 2.2011, S. 66f. (Bestellung unter: www.menschen-das-magazin.de)

Subjektivität und Selektivität der Wahrnehmung

- Als Einstiegsübung eignet sich die Methode „Gelenkte Phantasie“ (**s. Anlage 9**)

Einstellungen und soziale Beurteilungen => Werte und Normen

- Als Einstieg eignen sich: Sprüche, Collagen oder Statuen zum Thema oder die Übung: „one-step-Forward“ (**s. Anlage 10**)
- Bildergalerie: Zu Postkarten oder Bildern von Menschen mit einer Behinderung (viele Einrichtungen haben Malgruppen oder Malkurse, die Ihnen Bilder zur Verfügung stellen können) werden Assoziationen oder Empfindungen zum Thema geäußert und besprochen.
- Als Vertiefung eignen sich Rollenspiele, Konfliktsituationen. Dazu sind Materialien, Texte und Projekte zu finden unter: www.kinderwelten.net
- Anregungen zum Thema „vorurteilsbewusste Erziehung“ in: Wagner/Hahn/EnBlin (Hrsg.) (2006): Macker, Zicke, Trampeltier ...

Vorurteilsbewusste Bildung und Erziehung in Kindertagesstätten. Weimar/ Berlin. Verlag das Netz

- Ausstellung: „Nicht normal“ in Berlin => siehe MENSCHEN: Das Magazin 2.2011, S. 42ff.
- Pro/ Kontra-Diskussion: In Kleingruppen sammeln die Schülerinnen und Schüler Pro- oder Contra-Argumente zur Thematik Inklusion und diskutieren anschließend.
- Weitere Unterrichts Anregungen zu diesem Thema sind im Fach „Zielgruppenorientierte Arbeitsgruppe“ zu finden.

Entwicklung in den verschiedenen Persönlichkeitsbereichen und Altersstufen

- Einstieg: Körperumriss => „Wer bin ich?“
- Einstieg: Das Familienspiel (Darstellung der möglichen Vielfalt von Familien auf zahlreichen Bildkarten, zu beziehen unter: www.verlagdasnetz.de)
- Jugendphase: Sexualität, Partnerschaft, Familiengründung => Jugendliche mit Behinderung, Jugendliche mit unterschiedlicher sexueller Orientierung, Jugendliche mit unterschiedlicher religiöser Orientierung
 - Lebenswelt von Jugendlichen – ein Vergleich (Wandzeitung, Collage) (siehe Waldhausen (o.J.): Lehrerhandbuch: Methoden und Themen. Weil am Rhein, S. 14 ff, siehe auch MENSCHEN: Das Magazin 2.2011, S. 63ff => Tobias Kramer hat 3. Platz bei Castingshow „Das Supertalent“ belegt).
 - Fallbeispiele von Jugendlichen mit körperlichen Behinderungen, aber auch mit geistigen Behinderungen analysieren, weiterschreiben oder auch Lebensgeschichten phantasieren in einer ausgrenzenden bzw. inklusiven Gesellschaft (**s. Anlage 4**)
 - Emotionale Ablösung von Eltern: Impulsplakate, z. B. Wenn sich Eltern ständig einmischen ... Wenn sich Eltern aus allem raushalten ...
Die Schülerinnen gehen herum und schreiben ihre Assoziationen und Anmerkungen zu den Impulsen und den Stellungnahmen der anderen auf.

Sprache und Bildung

- Mit Kindern über Ungerechtigkeiten sprechen
- Mit Kindern über Unterschiede zwischen ihnen sprechen
- Literacy: Kinderbücher für die vorurteilsbewusste Bildung

Als Informationsplattformen eignen sich: www.kinderwelten.net und www.menschen-das-magazin.de

3.5 Optionale Lernangebote

Grundsätzliches zum Fach

In den Rahmenrichtlinien wird über die Möglichkeit der Wahlpflichtangebote den Schulen Freiraum zur Schwerpunktbildung und zur Vertiefung berufsbezogener Inhalte gegeben. Optionale Lernangebote bieten die Chance, handlungsorientierte Unterrichtseinheiten zu entwickeln, die schulische oder regionale Bedingungen berücksichtigen und zudem Kooperationen mit den Praxiseinrichtungen vor Ort zulassen. In diesem Sinne ist es einerseits möglich, das Thema Inklusion in einem optionalem Lernangebot anzubieten. Dafür finden sich unten stehend Anregungen. Andererseits besteht die Möglichkeit, Anknüpfungspunkte bei bestehenden optionalen Lernangeboten zu nutzen.

Unterrichtsanregungen

Ideen für OLAs zum Thema Inklusion

- Analyse von Kinder- und Jugendbüchern unter dem Aspekt Inklusion, z. B. Kinder und Jugendliche mit und ohne Behinderung, Kinder und Jugendliche unterschiedlicher religiöser Zugehörigkeit oder unterschiedlicher sexueller Orientierung etc. Material: www.aktion-mensch.de
- Gestaltung eines eigenen Kinder- bzw. Jugendbuches

Filmprojekte, die Andersartigkeit in einer inklusiven Gesellschaft thematisieren

- Die Heimatstadt mit dem Rollstuhl entdecken, z. B. Sind öffentliche Gebäude zugänglich? Kann ich selbstständig ins Kino, zur Bank, einkaufen, zur Schule?
- Das Alltagsleben eines Menschen mit Behinderung mit der Kamera begleiten: Selbstständig wohnend vs. in einer Einrichtung lebend
Material: www.aktion-mensch.de

Musik/ Tanz/ Theater/ Sport

- Der Aufbau einer Tanz-, Musik- oder Sportgruppe bestehend aus Kindern und Jugendlichen mit und ohne Behinderung, unterschiedlicher Nationalität oder religiöser Zugehörigkeit
- Integratives Theater- und Musikprojekt: www.blaumeier.de
- Das Theater Thikwa bringt seit 1990 Darsteller/innen mit geistiger und körperlicher Behinderung mit Schauspielern, Tänzern und Regisseuren zusammen: www.thikwa.de

Sprache

- Kinderlieder in unterschiedlichen Sprachen sammeln, einstudieren und mit Kindern singen
- Auseinandersetzung mit Alphabeten zur Kommunikation von Menschen mit Behinderung
 - für Gehörlose (Gebärdensprache, Fingeralphabet)
 - für Blinde (Braille-Alphabet)

- für Taubblinde (Lorm-Alphabet)
www.fakoo.de Darstellung von Alphabeten zur Kommunikation von Menschen mit Behinderung
www.ohrenkuss.de „Ohrenkuss, da rein da raus.“ Zeitschrift von Menschen mit Down-Syndrom.

Regionale Befragung zum Freizeitverhalten:

- Welche Angebote gibt es für Menschen mit Behinderung? Welche Angebote für Menschen ohne Behinderung? Gibt es Angebote für alle? Welche Angebote gibt es für die unterschiedlichen Religionsgemeinschaften? Welche Angebote gibt es für Jugendliche mit Migrationshintergrund? Wie müsste ein inklusives Angebot aussehen?
- Beispiele in der Zeitschrift: MENSCHEN. Das Magazin (zu beziehen unter: www.aktion-mensch.de)

Zusammenarbeit mit Einrichtungen, die Menschen mit Behinderungen betreuen

- Durchführung von Zufriedenheitsbefragungen, z. B. Befragung der dort Tätigen und dort Lebenden
- Entwicklung neuer „inklusive“ Angebote, z. B. Stammtisch in Kneipen, Skattisch in der Kneipe etc.

Zukunftswerkstatt: Herstellen eines Modells oder Films, welche/r die zukünftige Gesellschaft als inklusive Gesellschaft widerspiegelt?

Projekt zum Thema vorurteilsbewusste Erziehung

- Material, Projekte, Texte zum Thema: vorurteilsbewusste Erziehung in Kindertagesstätten: www.kinderwelten.net
- www.respect.de

Zudem besteht die Möglichkeit, bereits bestehende OLAs um das Thema Inklusion zu erweitern. Nachfolgend werden einige Anregungen gegeben:

Musikprojekt wie z. B. Felix

- Einsatz von Musik (Musikprojekten) in inklusiven Einrichtungen reflektieren
 Fragestellung: Beziehe ich alle Kinder mit ein? Wie kann ich alle Kinder einbeziehen? (Kinder mit Körper-, Kinder mit Sinnesbehinderung, Kinder mit geistiger Behinderung, Kinder mit Migrationshintergrund, Kinder mit unterschiedlicher religiöser Zugehörigkeit)

Bewegter Kindergarten

- Einsatz des Hengstenberg-Materials in inklusiven Einrichtungen
 Fragestellung: Beziehe ich alle Kinder mit ein? Wie kann ich alle Kinder einbeziehen? (Kinder mit Körper-, Kinder mit Sinnesbehinderung, Kinder mit geistiger Behinderung)

Einsatz von Handpuppen in der Krippe und im Kindergarten

- Gestaltung von Puppen, (Gibt es auch Puppen mit Beeinträchtigung?)
- Entwicklung von Charakteren (Gibt es Puppen, die eine andere Sprache sprechen? Gibt es Puppen mit Migrationshintergrund? Gibt es Puppen mit geistigen, seelischen Behinderungen?)
- Entwicklung von Geschichten (Spielen Figuren mit einem Migrationshintergrund oder mit einer Behinderung eine „normale“ Rolle? Wird das Thema „Andersartigkeit“ als Gegenstand gewählt?)
- Arbeit mit Persona Dolls, siehe www.kinderwelten.net

Medienprojekt

- Herstellung von Trickfilmen
- Herstellung von Bildergeschichten/ Comics
- Wird die Vielfalt der Gesellschaft (Menschen mit unterschiedlichem Glauben, unterschiedlicher sexueller Orientierung, mit/ ohne Behinderung etc.) widergespiegelt?
- Wird das Thema Inklusion als möglicher Inhalt berücksichtigt?

4. Schlussbemerkungen

Inklusion als Paradigmenwechsel im Umgang mit Verschiedenheit steht trotz der schon langjährigen Diskussion in der Fachöffentlichkeit erst am Anfang eines sehr langwierigen und mühsamen Veränderungsprozesses, dem sich alle Gruppen unserer Gesellschaft stellen müssen. Ein solcher Veränderungsprozess braucht einerseits Zeit und Geduld, andererseits aber auch Ungeduld und Energie, um nicht stecken zu bleiben und er braucht neben Anstrengung und gutem Willen ausreichend Ressourcen und gesellschaftliche und politische Rahmenbedingungen, die Inklusion wirklich unterstützen.

Inklusion als Thema bzw. integraler Bestandteil in den sozialpädagogischen Ausbildungen bietet den Verantwortlichen für diese Ausbildungen sowie den berufstätigen und zukünftigen Erzieherinnen und Erziehern die Chance, als Beteiligte an frühkindlichen Bildungs- und Erziehungsprozessen diesen Veränderungsprozess konstruktiv und reflektiert zu unterstützen und mitzugestalten.

5. Anhang

Anlage 1: Entwicklung des Bildungssystems in Deutschland

Anlage 2: Behinderte Kinder an Regelschulen

Anlage 3: Inklusion als „Gesellschaftsspiel“

Anlage 4: Methodenpool

Anlage 5: An der Berichterstattung leidend

Anlage 6: Unterrichtseinheit zum Thema Behinderung

Anlage 7: „Dass es dich gibt“ von Sandra Roth (Zeit-Online Text)

Anlage 8: „Disco in Kiel“ (Spiegel-Online Text)

Anlage 9: Subjektivität und Selektivität der Wahrnehmung

Anlage 10: Einstiegsübung „one-step-forward“

Anlage 1

Struktur und aktuelle Entwicklung des Bildungssystems in Deutschland und kritische Stellungnahme (Methode Unterrichtsgespräch)

Unterrichtsgespräch: „Unser Bildungssystem grenzt zu viele Menschen aus!“

Als Einstieg eignet sich z. B. ein Unterrichtsgespräch zwischen den Schülern, in dem sie auf eine zentralen Frage oder These, z. B. „Wie gelingt Inklusion in Deutschland?“ oder „Unser Bildungssystem grenzt aus!“ antworten. Die Schüler und Schülerinnen haben alle Erfahrungen mit dem Bildungssystem gemacht und kennen auch Ausgrenzung, z. B. aufgrund von Behinderung. Neben den verschiedenen Perspektiven und Erlebnissen werden zentrale Fragen nach Fakten und bestehenden Regelungen auftauchen.

Für das Unterrichtsgespräch zwischen den Schüler/innen ist ein Stuhlkreis günstig. Die Lehrkraft hält sich nach Einführung der Gesprächsregeln zurück. Der Austausch erfolgt in freier Form, dabei

- sollen die Mitschüler/innen (und nicht die Lehrkraft) angesehen werden
- alle sollen ausreden können
- falls es unübersichtlich durch zu viele Gesprächsbeiträge wird, dann bitte melden und eventuell eine/n Gesprächsleiter/in einsetzen
- die Beiträge der Mitschüler/innen sollen inhaltlich aufgegriffen werden (was sehe ich ähnlich, was habe ich anders erlebt, welche Frage stellt sich weiterhin, welches Argument unterstützt die Thesen der Mitschüler/innen bzw. entkräftet diese etc.)

Wichtig ist, dass die LK sich zurückhält und dem Gespräch einfach zuhört. Es können auch Aufgaben an einzelne Schüler/innen verteilt werden, die dann nicht am Gespräch beteiligt sind, z. B. Protokollieren der zentralen Argumente oder auftretender Fragen etc.

Anschließend an das Unterrichtsgespräch kann mit den entstandenen Fragen weiteres Wissen erarbeitet werden oder Kernthesen der Diskussion können weiter diskutiert oder schriftlich zusammengefasst werden.

Anlage 2

Behinderte Kinder an Regelschulen - Gemeinsamer Unterricht kostet Hunderte Millionen (Text als Materialvorlage)

Behinderte und lernschwache Kinder sollen nicht länger auf Sonderschulen verbannt sein. Dazu hat sich Deutschland verpflichtet. Doch es wird teuer, alle Schüler gemeinsam zu unterrichten: Eine Studie beziffert die Kosten auf 660 Millionen Euro im Jahr - nur für zusätzliche Lehrer.

Kinder mit und ohne Behinderung sollen künftig überall gemeinsam zur Schule gehen - dazu hat sich Deutschland in einer Uno-Konvention verpflichtet, die vor drei Jahren in Kraft trat. Doch der Weg dorthin ist noch weit: Derzeit besucht nicht einmal jedes vierte Kind mit Förderbedarf eine reguläre Schule. Und es wird Geld kosten, vollständig auf Inklusion umzustellen.

Wie viel? Das hat der Bildungsforscher Klaus Klemm von der Uni Duisburg-Essen für die Bertelsmann Stiftung errechnet. Um Inklusion weitgehend umzusetzen, müssen in den kommenden zehn Jahren bundesweit rund 9300 neue Lehrer eingestellt werden, heißt es in der Studie. Das würde 660 Millionen Euro jährlich kosten.

Die Summe würde in dieser Höhe ab dem Schuljahr 2020/21 anfallen - und bis dahin so schnell anwachsen, wie die Reform fortschreitet. Allerdings bezieht sich die Zahl nur auf die Kosten für zusätzliche Lehrer. Wie teuer es etwa wird, Schulgebäude umzurüsten, zum Beispiel um Therapie- und Rückzugsräume einzurichten, sei schwer einzuschätzen.

"Inklusion ist notwendig und bezahlbar"

Klemm geht für seine Berechnung davon aus, dass behinderte und verhaltensauffällige Kinder in Regelschulen ebenso umfangreich gefördert werden wie bisher in den Sonderschulen. Das Geld und die Stellen, die frei werden, wenn viele Sonderschulen auf dem Weg zur Inklusion schließen, reichten dafür nicht aus, sagte Jörg Dräger, Vorstandsmitglied der Bertelsmann Stiftung.

Die Stiftung hält deshalb die beiden günstigeren Varianten, die Klemm ebenfalls erstellt hat, nicht für empfehlenswert: "Inklusion ist notwendig und bezahlbar. Aber sie wird dort scheitern, wo Länder sie als Sparmodell betrachten", sagte Dräger. Die Summe von 660 Millionen Euro mache weniger als zwei Prozent der heutigen Gesamtkosten von Schule aus.

Derzeit leben in Deutschland knapp eine halbe Million verhaltensauffällige, lern- oder körperbehinderte Schüler, die besonderer Förderung bedürfen. Deutschland ist Europas Schlusslicht in Sachen Inklusion. Bundesweit stieg der Anteil der inklusiv unterrichteten Förderschüler im Schuljahr 2010/2011 im Vergleich zum Vorjahr zwar von 20,1 auf 22,3 Prozent, teilte die Bertelsmann Stiftung mit.

Die Unterschiede zwischen den Bundesländern sind jedoch groß: Spitzenreiter ist Schleswig-Holstein. Hier besuchen 49,9 Prozent aller lern- oder körperbehinderten Schüler eine reguläre Schule. Auch in Berlin und Bremen liegt der Anteil bei mehr als 40 Prozent. Am Schluss steht Niedersachsen mit nur 8,5 Prozent. Besonders stark

aufgeholt hat Hamburg: Innerhalb eines Schuljahres wuchs dort der Inklusionsanteil um über die Hälfte - von 16,2 auf 24,4 Prozent.

SPIEGEL ONLINE 2012 <http://www.spiegel.de/schulspiegel/0,1518,823365,00.html>⁶

- UN-Behindertenrechtskonvention (PDF)
<http://www.un.org/Depts/german/uebereinkommen/ar61106-dbgbl.pdf>
- Analyse der Bertelsmann-Stiftung zu Inklusion 2011
http://www.bertelsmann-stiftung.de/cps/rde/xchg/SID-A724B4FC-EB9F1233/bst/hs.xsl/nachrichten_109461.htm
- Studie der Bertelsmann-Stiftung zu den Kosten der Inklusion
http://www.bertelsmann-stiftung.de/cps/rde/xchg/SID-8266AD1E-4A9560DD/bst/hs.xsl/nachrichten_111873.htm

Anlage 3

Inklusion als „Gesellschaftsspiel“ (Film als Materialvorlage)

15minütiger, frei herunterladbarer Film von Florian von Westerholt: <http://www.alle-inklusive.de/inklusion-als-gesellschaftsspiel-neuer-film-von-florian-von-westerholt-online/> oder <http://vimeo.com/12268826> (von 2011)

Der Film nähert sich dem Thema aus der Perspektive eines Jungen und kann gut zur Einführung in das Thema eingesetzt werden. Z. B. ohne weitere Informationen vorweg werden die ersten Minuten geschaut und dann Assoziationen und Eindrücke gesammelt:

Was wurde wahrgenommen?

Welche Gefühle tauchen auf?

Welche Vermutungen gibt es? etc.

Dann wird der Rest des Filmes geschaut. Einstiegsfragen in das Gespräch könnte z. B. sein:

Was hat dich angesprochen und beeindruckt?

Was hat der Junge in dem Film erlebt?

Welche Aspekte von Heterogenität tauchen auf?

Der Film zeigt vielfältige Merkmale von Menschen, die alle ‚zu uns‘ gehören. Er arbeitet mit sehr wenig Text, hauptsächlich folgen wir den Gedanken des Jungen, der die Hauptperson ist. So werden Gefühle deutlich und die Verschiedenartigkeit von Menschen zeigt sich sympathisch und bereichernd.

⁶ Vervielfältigung nur mit Genehmigung der SPIEGELnet GmbH

Anlage 4: Methodenpool

Die folgenden methodischen Hinweise sind aus den Ergebnissen eines Modellprojektes im Auftrag der BZgA entnommen und in Richtung auf das Themengebiet Verschiedenartigkeit in unserer Gesellschaft verändert worden.⁷

Kreatives Schreiben

In Kleingruppen sammeln die Schülerinnen Themen zu den vielfältigen Bereichen in unserer Gesellschaft (z. B. Erfahrungen mit Migration, unterschiedlichen sexuellen Orientierungen, kulturellen Unterschieden, wie Religion, Verhaltensauffälligkeiten, Behinderung, Exklusion, Inklusion etc.).

Aus dieser Themensammlung suchen sie ein Thema aus und schreiben in Einzelarbeit eine Geschichte über „ihre Geschichte“, die dann in der Kleingruppe bzw. im Plenum vorgestellt wird.

Stadtplan

Für diese Bereiche bedeutsame Orte, die auch in der eigene Biografie eine Rolle spielen können, (Elternhaus, Kindergarten, Schule, Sportverein etc.) werden auf Karten geschrieben und ausgelegt. Die Schülerinnen schreiben dann entweder in Einzelarbeit auf Karteikarten auf, was ihnen aus ihrer Biographie zum Thema zu den einzelnen Orten einfällt und ordnen die Karten den Orten zu oder gehen von Ort zu Ort und tauschen sich kurz mit anderen aus.

Partnerinterview

Die Schülerinnen interviewen sich paarweise. Dabei bieten sich spezielle Fragestellungen (vorher erarbeiten) an. Im Plenum werden die Ergebnisse der Interviews von ihren Partnerinnen vorgestellt.

Werte versteigern

In Form einer Auktion werden zuvor gesammelte Normen und Werte zum Thema Inklusion von der Lehrkraft versteigert und von den Schülerinnen erstanden. Dazu erhalten alle 20 Goldtaler als Einsatz. Nach der Versteigerung begutachten die Schülerinnen „ihre“ Werte und Normen, erhalten die Möglichkeit zum Tausch und kommen über ihre Wertehierarchie ins Gespräch.

Werte-Liste

Die Schülerinnen sammeln bedeutsame Werte und Normen im Zusammenhang mit Inklusion und tauschen sich in Kleingruppen über persönlich bedeutsame Werte und deren Vermittlung (durch die Eltern) aus. Im Plenum werden die Ergebnisse auf die Situation in Heimeinrichtungen übertragen und sinnvolle Leitlinien für die Arbeit mit Eltern besprochen.

⁷ SEXUALPÄDAGOGIK ZWISCHEN PERSÖNLICHKEITSLERNEN UND ARBEITSFELDDORIENTIERUNG UNTERRICHTSMATERIALIEN FÜR DIE SOZIALPÄDAGOGISCHE AUSBILDUNG. Ergebnisse eines Modellprojektes im Auftrag der BZgA mit Unterstützung des Bildungsministeriums Schleswig-Holstein, durchgeführt am Landesinstitut Schleswig-Holstein für Praxis und Theorie der Schule (IPTS) von Osbar, Specht, Wanzeck-Sielert, Ilme Bartels, Beck, Groskreutz, Waltke <http://www.bzga.de>

Konfliktberater

Vor der Übung werden von der Klasse mögliche Konfliktsituationen gesammelt oder durch die Lehrkraft vorgegeben (etwa zum Thema Freunde, Barrieren, Schule etc.). In Dreiergruppen werden einzelne Konflikte in einem Beratungsgespräch bearbeitet. Eine Person ist dabei jeweils Berater bzw. Beraterin, eine Person trägt einen Konflikt vor und die dritte Person beobachtet und äußert nach dem Gespräch ihre bzw. seine Wahrnehmungen. Nacheinander werden verschiedene Konflikte besprochen, wobei jeweils die Rollen wechseln.

Der ganz normale Wahnsinn

Kleingruppen sammeln auf Wandzeitungen, was sie jeweils unter „Normalität“ und „Unnormal“ verstehen und diskutieren das Gesammelte. Die Diskussionsergebnisse und die Wandzeitungen werden im Plenum vorgestellt und hinsichtlich grundlegender Werte und Normen besprochen.

Leserinnenbriefe

Problembriefe von Kindern und Jugendlichen (z. B. aus der Jugendzeitschrift Bravo) werden von den Schülerinnen beantwortet.

Die Schülerinnen beantworten Leserbriefe zum Thema aus Jugendzeitschriften oder formulieren selbst Fragen und finden geeignete Antworten für Heranwachsende (z. B. in Heimeinrichtungen).

Brainstorming

Die Schülerinnen sammeln Begriffe für z. B. mit Migration, unterschiedlichen sexuellen Orientierungen, kulturellen Unterschieden, wie Religion, Verhaltensauffälligkeiten, Behinderung, Exklusion, Inklusion und bewerten diese anschließend mithilfe der Fragen: Welche Begriffe verwende ich? Welche Begriffe lehne ich ab? Was wäre, wenn Betroffene diese Begriffe verwenden?

Medien analysieren – Gute Zeiten, schlechte Zeiten

„Soap-operas“ (Marienhof, Verbotene Liebe, Gute Zeiten, schlechte Zeiten) aus dem Fernsehen werden von den Schülerinnen auf Beziehungsthemen z. B. Erfahrungen mit Migration, unterschiedlichen sexuellen Orientierungen, kulturellen Unterschieden, wie Religion, Verhaltensauffälligkeiten, Behinderung, Exklusion, Inklusion etc. hin ausgewertet.

Verschiedene Medien werden hinsichtlich des Sprachgebrauchs analysiert.

Ausführliche Methodenbeispiele

Wertbilder

Inhalt: Die Schülerinnen assoziieren für sie bedeutsame Werte und Normen durch das Aussuchen von Postkarten.

Durchführung: In der Mitte eines Stuhlkreises liegen ausreichend Postkarten. Die Schülerinnen wählen, bezogen auf das Thema Behinderung, Exklusion, Inklusion unter den Fragestellungen „Was war früher wichtig für mich?“ und „Was ist heute wichtig für mich?“ zwei Postkarten aus. Im Plenum werden die Postkarten in zwei Runden, eine für das „Früher“ und eine für das „Jetzt“, vorgestellt und die Wahl

begründet. Nach jeder Runde werden die geäußerten Werte und Normen unterteilt nach früher und heute, gesammelt, gut sichtbar angeschrieben und gegebenenfalls ergänzt. Anschließend kann sich eine Diskussion um gemeinsame „wichtige“ Werte und Normen, eine Rangliste oder auch ein Meinungsaustausch über Unterschiede. Auswertungsfragen können sein:

- Welche Normen sind erkennbar? Welche davon kann ich mittragen, welche lehne ich ab?
- Was hat sich bei mir und bei anderen verändert, was fällt auf, wenn ich früher und heute vergleiche?

Die Themenbearbeitung eignet sich für vielfältige Bereiche des Zusammenlebens in unserer Gesellschaft.

Was wäre, wenn ...

Inhalt: Die Schülerinnen kommen zu Konfliktthemen ins Gespräch.

Durchführung: Ein Stapel mit beschriebenen Situationskarten wird in die Mitte des Stuhlkreises gelegt. Auf jeder Karte ist als Fortführung des Satzanfanges „Was wäre, wenn ...“ eine Situation beschrieben. Reihum nehmen die Schülerinnen eine Karte, lesen sie vor und beantworten die Frage. Um unterschiedliche Meinungen einzuholen, sollen sich auch andere – ohne Bewertung der Erstantwort – zur Frage äußern.

Forschungsvorhaben

Inhalt: Einige Schülerinnen werden zu einer Forschungsgruppe und fragen nach Inklusion in unserer Gesellschaft.

Durchführung: Vier Schülerinnen, die sich freiwillig melden, werden von der Lehrkraft aus dem Raum geführt, um ihnen die Spielaufgabe zu erklären: Sie sind Frauen und Männer einer Forschungsgruppe, die galaxienweit gereist ist, um für die Wissenschaftsabteilung Erdling der Frage „Was ist Inklusion?“ nachzugehen. Sie selbst wissen gar nichts davon, kennen selbst nichts Vergleichbares und sind geradewegs auf die Erde gekommen, um Menschen zu befragen. Es soll so detailgenau wie möglich geforscht werden.

Die Forscherinnen können sich verkleiden und haben einen Moment Zeit, sich auf die Forschungsmethode vorzubereiten. Eine Fragensammlung kann zur Einstimmung hilfreich sein. Die Forscherinnen verteilen sich dann auf Kleingruppen und befragen möglichst viele Menschen. Für die Auswertungsrunde bieten sich folgende Fragen an:

- Was für ein Bild menschlicher Einstellungen haben die Forscherinnen erhalten?
- Welche Fragen konnten nicht beantwortet werden?
- Woher kommen die Ängste und Vorbehalte?

Standpunktsuche

Inhalt: Die Schülerinnen bewerten zugespitzte Aussagen zum Themenbereich.

Durchführung: Im Unterrichtsraum werden zwei gegenüberliegende Punkte gekennzeichnet, wobei der eine Punkt den höchsten Grad an Zustimmung, der gegenüberliegende Punkt den höchsten Grad an Ablehnung einer Aussage darstellen soll. Die Aussagen werden einzeln vorgetragen (möglicherweise unterstützt durch vorbereitete Folien oder Plakate mit den unten stehenden Aussagen), wobei sich die Schülerinnen auf der gedachten Linie zwischen den Zustimmungs- und

Ablehnungspolen platzieren sollen. Möglicherweise begründen sie ihren Standpunkt in einem Satz (sehr zeitintensiv!).

Vorschläge für zugespitzte Aussagen:

- Erzieherinnen in der offenen Kinder- und Jugendarbeit müssen ganz schön abgehärtet sein, wenn sie mit z. B. Erfahrungen mit Migration, unterschiedlichen sexuellen Orientierungen, kulturellen Unterschieden, wie Religion, Verhaltensauffälligkeiten, Behinderung, Exklusion, Inklusion etc. und entsprechenden Schimpfwörtern konfrontiert werden.
- Wer mit Jugendlichen über entsprechende Fragen ins Gespräch kommen will, muss offen über die eigenen Erfahrungen sprechen können.
- Projekte in der offenen Kinder- und Jugendarbeit sollten immer mit möglichst unterschiedlichen Gruppen gemeinsam gleichzeitig durchgeführt werden.

Activity

Inhalt: Die Schülerinnen stellen Begriffe durch Zeichnungen, Erklärungen oder Pantomime dar.

Durchführung: Die Klasse wird halbiert. Jede Halbgruppe erhält einen Stapel Karten mit Begriffen. Auf jeder Karte ist vermerkt, wie der Begriff darzustellen ist und welche Punktzahl hierfür erreicht werden kann. Eine Schülerin bzw. ein Schüler nimmt die oberste Karte vom Stapel ab und stellt den Begriff je nach Aufgabenstellung pantomimisch, zeichnerisch oder durch Erklärungen dar. Die eigene Gruppe soll in einer vorgegebenen Zeit diesen Begriff erraten. Wird der Begriff nicht erraten, bekommt die andere Gruppe einen Punkt bzw. mehrere Punkte (möglicherweise abhängig vom Schwierigkeitsgrad des Begriffes).

Nach einer Preisverleihung wird in der Gesamtgruppe das Thema „Behinderung/Inklusion/ Exklusion“ o.ä. aufgegriffen.

- Welche Begriffe waren schwer darzustellen?
- *Wie* drücke ich mich bzw. meine Gedanken oder Gefühle aus, wenn ich mich zum Thema verständigen will?
- Wie spreche ich über das Thema mit wem?
- Wie wollen wir in der Klasse über das Thema sprechen?

Weiterführende Fragestellungen:

- Welche Themen haben mich überrascht?
- Welche Themen interessieren mich bzw. sind interessant im Zusammenhang mit offener Kinder- und Jugendarbeit?

Daneben gezielt?

Inhalt: Die Schülerinnen formulieren Ziele von Mädchen- und Jungenarbeit und vollziehen *einen* Perspektivwechsel.

Durchführung: Nach einer kurzen Entspannung auf Stühlen werden die Schülerinnen in einer gelenkten Phantasie aufgefordert, sich Besucherinnen einer Einrichtung der offenen Kinder- und Jugendarbeit genau vorzustellen. Dabei sind die wahrgenommenen Unterschiede, Vorstellungen und Erfahrungen z. B. mit Migration, unterschiedlichen sexuellen Orientierungen, kulturellen Unterschieden, wie Religion, Verhaltensauffälligkeiten, Behinderung, Exklusion, Inklusion besonders wichtig.

In Kleingruppen überlegen die Schülerinnen anschließend, welche Ziele Inklusion in der offenen Kinder- und Jugendarbeit verfolgen sollte. Dabei sollen unterschiedliche Themen in Zusammenhang mit Inklusion berücksichtigt werden. Die Ziele werden auf großen Papierbögen aufgeschrieben, im Plenum veröffentlicht und diskutiert. Nach der Einigung in der Gesamtgruppe auf fünf allgemeine Ziele vollziehen die Schülerinnen einen Perspektivwechsel. Mit geschlossenen Augen stellen sie sich vor, sie wären eine Besucherin bzw. ein Besucher einer Einrichtung der offenen Kinder- und Jugendarbeit. Nun hören sie, welche Ziele das pädagogische Team für sie beschlossen hat. Nachdem die Ziele langsam vorgetragen wurden, notieren die Schülerinnen zunächst ihre Gedanken und Gefühle. Anschließend vervollständigt jede Schülerin bzw. jeder Schüler laut einmal den Satzanfang „Diese Ziele sind für mich als Besucherin bzw. Besucher ...“.

In der Auswertungsrunde sollten die Möglichkeiten und Grenzen des Perspektivwechsels thematisiert werden.

Hinweis zur Methode: Fehlende Kenntnis des Arbeitsfeldes bzw.

Praxiserfahrungen der Schülerinnen lassen sich durch Textarbeit ersetzen oder ergänzen.

Projekt im Jugendzentrum

Zentrale Fragestellung: Wie müsste ein Projekte aufgebaut sein, damit es bei Kindern oder Jugendlichen im Treff zum Thema Inklusion ankommt?

Mögliche Vorgehensweise:

- Alltagsthemen in Einrichtungen der offenen Kinder- und Jugendarbeit erkunden
- Literatur zum Thema sammeln und sichten
- Zielgruppe bestimmen und nach Entwicklungsthemen und/oder Präventionsthemen suchen
- Themen bzw. ein Thema bestimmen, Methoden aussuchen, in der Klasse ausprobieren, Erfahrungen auswerten
- Kontakt zu Kinder- und Jugendzentren aufnehmen, das Projekt vorstellen und Reaktionen von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern sammeln
- das Projekt mit Kindern und Jugendlichen durchführen und auswerten
- Präsentation der Ergebnisse

Mein Zimmer

Inhalt: Die Bedeutung eigener Räume für Intimität und sexuelle Sozialisation wird nachempfunden, und eigene Erfahrungen auf das Arbeitsfeld übertragen.

- Wie sieht dein Raum aus, wie ist er eingerichtet? Welche Gegenstände, Poster oder ähnliches sind besonders wichtig für dich? Hast du das Zimmer selbst eingerichtet?
- Kannst du dich zurückziehen und allein sein, wenn du es willst?
- Fühlst du dich wohl in deinem Zimmer?
- Welche Bedeutung hat dein Zimmer? Welche Erfahrungen hast du dort gemacht und was war dabei wichtig für dich?

- Welche Räume waren noch wichtig für deine sexuelle Entwicklung?

Nach der Besinnung sollen die eigenen Räume in Einzelarbeit skizzenhaft im Grundriss aufgezeichnet und anschließend hinsichtlich des Grades an Intimität und der Verbundenheit farbig oder auch symbolhaft ausgestaltet werden. In Paaren oder Kleingruppen tauschen sich die Schülerinnen aus, sammeln wichtige Aspekte zur Bedeutung eigener Räume und stellen das Ergebnis im Plenum dar.

Nachdem im Plenum die Ergebnisse der Kleingruppen vorgestellt und verglichen wurden, werden zusammenfassend Komponenten freundlicher Räume gesammelt und festgehalten. In einem weiteren Schritt werden dann die Ergebnisse des Plenumsgesprächs auf die Situation der Heranwachsenden in Heimeinrichtungen übertragen. Hilfreich sind hierbei Grundrisse von Heimeinrichtungen oder Fallberichte: Diese werden auf der Grundlage der vorhandenen Sammlung unter folgenden Leitfragen analysiert: Inwieweit lassen die räumlichen bzw. atmosphärischen Bedingungen Rückzugsmöglichkeiten zu? Was könnte verändert werden?

Hinweis zur Methode: Durch Erinnerungen an die eigene Vergangenheit können auch negative Assoziationen hervorgerufen werden. Darauf sollten Lehrkräfte schon bei der Anleitung achten, z. B. durch den Hinweis, dass jederzeit die Möglichkeit besteht, aus der Übung auszusteigen. Als hilfreich hat sich auch die Anmerkung erwiesen, bei negativen Assoziationen gegebenenfalls die Augen zu öffnen und sich der 'Gegenwart' zu versichern.

Gefühle darstellen

Inhalt: Die Schülerinnen stellen verschiedene Gefühle ohne Sprache dar.

Durchführung: Von der Lehrkraft oder von einzelnen Schülerinnen wird eine erfundene Geschichte erzählt, in der verschiedene Gefühle vorkommen, z. B. Wut, Angst, Verliebtheit, Sehnsucht, Trauer, Liebeskummer, Schreck, Freude etc. Die Schülerinnen sollen versuchen, der Geschichte zu folgen und die angesprochenen Gefühle in Körpersprache umzusetzen. Es bieten sich verschiedene Formen der Durchführung an, wie etwa:

- Erzählt wird eine Geschichte über einen Spaziergang mit unterschiedlichen Situationen, in denen das Thema „Wie sieht der denn aus?“ eine Rolle spielen kann. Der Spaziergang wird von den Schülerinnen gehend nachempfunden und die in den einzelnen Situationen auftretenden Gefühle sollen durch Gestik und Mimik dargestellt werden.
- Es werden Paare gebildet. Wiederum werden Situationen beschrieben, die unterschiedliche Gefühle auslösen. Einer der Partner versucht den anderen entsprechend zu 'formen'.
- In Kleingruppen zu bestimmten Themen (z. B. Liebeskummer, Eifersucht, Streit Versöhnung) entwickelte Geschichten werden vorgetragen und spielend nachempfunden.

Im Plenum können abschließend folgende Aspekte besprochen werden:

- Wie ging es mir bei dieser Übung?
- Was fiel mir leicht, was schwer?
- Welche Möglichkeiten haben Menschen mit einer geistigen Behinderung, sich anderen verständlich zu machen?

Variante: Scharade: Aus einem vorbereiteten Stapel von Gefühlskarten nehmen sich die Schülerinnen je eine und versuchen nacheinander die Gefühle ohne Worte darzustellen. Die anderen Schülerinnen sollen die Gefühle erraten.

Hinweis zur Weiterarbeit: Als Weiterführung kann sich ein Projekt zur methodischen und inhaltlichen Umsetzung der Übung in Einrichtungen für Menschen mit einer geistigen Behinderung anschließen. Dazu können die Schülerinnen selbst eine Geschichte entwickeln.

Inklusion – wirklich möglich?

Inhalt: Die Schülerinnen beantworten Briefe zum Thema.

Durchführung: Kleingruppen bekommen die Aufgabe, Fragen in Form von Leserbriefen auf Zettel zu schreiben (je Zettel *eine* Frage; Anzahl abhängig von der Intensität der Übung), die Eltern eine Erzieherin oder einen Erzieher zum Thema „inklusive Kindertagesstätte“ stellen könnten. Die Fragen werden ausgetauscht und sollen beantwortet werden. Dazu sollen sich die Kleingruppen möglichst genau eine Person vorstellen, für die sie die Antwort formulieren.

Die Kleingruppen stellen im Plenum nacheinander die Fragen, die Personenbeschreibungen und die Antworten vor. Die Antworten werden besprochen.

Abschließend werden die Inhalte der Fragen zusammenfassend betrachtet. Welche Fragen wurden gestellt, welche Themen kamen nicht vor?

Variante: Statt die Fragen schriftlich zu beantworten, können die Fragen und Antworten gespielt werden. Dazu müssen die Gruppen Situationen entwickeln, in denen die Fragen gestellt werden.

Lebensphase Jugend - Beziehungsthema

Inhalt: Die Schülerinnen schreiben den Beginn einer (Beziehungs-) Geschichte weiter.

Durchführung: Kleingruppen, wenn möglich geschlechtshomogen, bekommen je eine der beiden folgenden Texte mit der Aufgabe, den Text weiterzuschreiben.

„Nadine ist 25jährig, wohnt in einer Außenwohngruppe eines Heimes für Menschen mit Behinderung und arbeitet im Haushalt einer Familie mit Kindern. Jeweils am Dienstagabend besucht sie einen Kochkurs in der Erwachsenenbildung. An diesem Kochkurs nimmt unter anderem auch Mario teil. Nadine hat ihn schon einmal bei einem Fest der Behindertenwerkstatt gesehen, kennt ihn aber nicht näher. Sie weiß nur, dass er in der Behindertenwerkstatt arbeitet und zu Hause bei seinen Eltern wohnt. Nach einigen Kursabenden merkt sie, dass sie Mario sehr gern mag ...“

„Mario ist 25jährig und arbeitet in der Tischlergruppe einer Werkstatt für Behinderte. Er wohnt zu Hause bei seinen Eltern. Auf Anregung seines Abteilungsleiters in der Werkstatt besucht er jeweils am Dienstagabend einen Kochkurs in der Erwachsenenbildung. An diesem Kurs nimmt unter anderem auch Nadine teil. Mario kennt Nadine nicht näher. Sie ist ihm zwar beim letzten Werkstattfest aufgefallen, aber er hatte dort keine Gelegenheit sie kennenzulernen. Schon lange wünscht er sich eine Freundin und Nadine würde ihm schon gefallen ...“

Die Geschichten können vorgelesen oder vorgespielt werden. Folgende Fragen bieten sich für eine Auswertung an:

- Welche Gemeinsamkeiten, welche Unterschiede sind bei den Geschichten festzustellen?
- Welche Schwierigkeiten tauchten in den Geschichten auf?
- Was suchen Frauen, was Männer und wie gestalten sie jeweils Beziehungen?
- Inwieweit unterscheiden sich Menschen mit einer geistigen Behinderung in ihren Wünschen nach Partnerschaft von nichtbehinderten Menschen?
- Welche Bedeutung hat Sexualität in Partnerschaften von geistig behinderten Menschen?
- Was 'behindert' Partnerschaften von Menschen mit einer geistigen Behinderung?
- Wie können sexualpädagogisch Tätige Partnerschaften unterstützen und begleiten und wo sollten sie sich heraushalten?
- Was mache ich, wenn behinderte Paare den Wunsch nach Kindern äußern?

Elternmodelle

Inhalt: Die Schülerinnen setzen sich gestalterisch mit der Bedeutung von Eltern auseinander.

Durchführung: Die Schülerinnen suchen sich einen Platz, an dem *sie* ihren Gedanken ihren Lauf lassen. In Einzelarbeit sollen sie aus Knete ein Symbol für die erfahrende Bedeutung der Eltern zum Thema Inklusion gestalten.

Folgende Fragen können die Gedanken anregen: Wie war dein Verhältnis zu ihnen in deiner Kindheit und im Jugendalter? Was dürftest du wann? Wie ist euer Verhältnis heute? Welche Auswirkungen haben deine Erfahrungen auf dich als Mutter oder Vater bzw. werden sie haben?

In Paaren oder kleinen Gruppen stellen die Schülerinnen ihr Symbol vor und tauschen sich aus. Anschließend sollen sie ein weiteres Symbol für die Bedeutung der Elternarbeit im Arbeitsfeld gestalten. Leitfrage: Was fällt mir ein, wenn ich an die Zusammenarbeit der Eltern zum Thema Inklusion denke?

Die Symbole für die Elternarbeit werden in die Mitte des Stuhlkreises gelegt und von den Gestaltenden kurz vorgestellt. Es sollte hier Raum für Gefühle gelassen werden. Wenn gewünscht, können auch die eigenen Symbole veröffentlicht werden. Rückfragen und Eindrücke der anderen können geäußert werden. Anschließend findet ein Plenums Gespräch statt.

- Welche Bedeutung haben Eltern für Kinder und Jugendliche mit und ohne Behinderung?
- Welche Bedeutung haben Eltern für Kinder und Jugendliche mit und ohne Migrationshintergrund?
- Welche Bedeutung haben Eltern für Kinder und Jugendliche einer anderen Religionszugehörigkeit?
- Welchen Einfluss besitzen Eltern auf die Entwicklung ihrer Kinder?
- Welche Schwierigkeiten erwarte ich in der Zusammenarbeit mit den Eltern im Arbeitsfeld?
- Inwieweit beeinflussen persönliche Erfahrungen meine zukünftige Zusammenarbeit mit den Eltern?

Elterngespräche

Inhalt: Die Schülerinnen setzen sich mit Gesprächssituationen zum Thema auseinander.

Durchführung: Für das Rollenspiel werden Dreiergruppen gebildet. In den Gruppen sind folgende Rollen zu verteilen: eine Erzieherin, ein Elternteil und eine Beobachterin / ein Beobachter. Folgende Gesprächssituationen sollen nacheinander gespielt werden, wobei die Spielenden sich vorher kurz über die Ausgangssituation verständigen sollten. Für jedes Gespräch werden die Rollen *gewechselt*.

Situation 1

Ein Elternteil beschwert sich bei einer Erzieherin bzw. einem Erzieher der Einrichtung über den 'laxen' Umgang mit dem Thema z. B. mit Migration, unterschiedlichen sexuellen Orientierungen, kulturellen Unterschieden, wie Religion, Verhaltensauffälligkeiten, Behinderung, Exklusion, Inklusion Behinderung in der Einrichtung.

Situation 2

Im Team wurde beschlossen, einen Elternabend zum Thema 'Inklusion' zu veranstalten. Darüber sollen nun die Eltern informiert werden.

Situation 3

Ein 15jähriger Junge ist nach den Wochenendbesuchen neuerdings sehr verstört, will aber nicht darüber reden. Im Team wurde beschlossen, die Wochenendbesuche fürs erste zu untersagen. Dies soll den Eltern mitgeteilt werden.

- Nach jedem Gespräch tauschen sich die Gruppen aus. Neben inhaltlichen Aspekten sollen auch die Gefühle, die während des Gesprächs auftraten, mitgeteilt werden. Im Plenum werden die Erfahrungen mitgeteilt und Möglichkeiten und Grenzen der Elternarbeit diskutiert.
- Wie ging es mir während der Übung in den verschiedenen Rollen?
- Welche Situation wurde als besonders schwierig empfunden?
- Welche Ängste und Befürchtungen haben Eltern?
- Wie ist die rechtliche Situation?
- Welche Möglichkeiten zur Elternarbeit gibt es?

Varianten: In drei Kleingruppen wird jeweils eine Situation aus der Perspektive von Eltern, Heranwachsenden und Betreuenden analysiert, ein pädagogisches Vorgehen besprochen und das Gruppenergebnis als Rollenspiel vorgespielt. Zu Beginn der Übung werden Praxissituationen zum Thema gesammelt und gemeinsam Situationen entwickelt.

Inhalt: Die Schülerinnen gestalten Statuen zu Aspekten des Themas.

Durchführung: In Kleingruppen erarbeiten die Schülerinnen beispielsweise zu den Impulsen Einmischung, Desinteresse, Kulturunterschiede, Moralvorstellungen Statuen zum Thema Elternarbeit. Entweder werden die Karten an die Gruppen verteilt oder alle Kleingruppen bekommen alle Karten und suchen sich bis zu zwei Impulse aus. Im Plenum werden die verschiedenen Statuen vorgestellt, wobei die nichtbeteiligten Schülerinnen zunächst spontan ihre Wahrnehmungen und Gedanken mitteilen, bevor die Darstellenden ihre Intention offenbaren.

Im Plenum kommt es zu einem Austausch über die erwarteten bzw. schon erfahrenen Reaktionen von Eltern zum Thema in Heimeinrichtungen.

Variante: Kleingruppen entwickeln zum Thema Inklusion und Elternarbeit' eine Statue. Dazu sammeln die Schülerinnen den Gruppen Assoziationen, tauschen sich aus und entwickeln als Gruppenergebnis eine gemeinsame Statue.

Fallbeispiele

Inhalt: Die Schülerinnen setzen sich mit Fallbeispielen auseinander.

Durchführung: Folgende Fallbeispiele werden gut lesbar im Raum aufgehängt.
„Schimpfwörter“

- Beim Morgenkreis geraten zwei Kinder in Streit und beschimpfen sich gegenseitig mit „Du Behinderter“ und „Du Spasti“ und hören nicht auf.
- Im Jugendzentrum, in dem sie arbeiten, hören sie unter den Jugendlichen immer wieder wie sich mit „Du Opfer“ betiteln.
- ...

Sexuelle Orientierung

- Im Tischtennisraum der Einrichtung überrascht ein Erzieher ein schwules *Paar* beim Geschlechtsverkehr.
- Ein junger Mann verliebt sich in einen Mitarbeiter, hält sich ständig in dessen Nähe auf und schreibt ihm Briefe. Anfangs nahm der Mitarbeiter dies nicht ernst und hat die Annäherungen 'aus pädagogischen Gründen' teilweise auch erwidert. Seit kurzem bringt der junge Mann ihm regelmäßig Blumen mit, für die er sein ganzes Taschengeld opfert.
- ...

Jugendliche mit Einschränkungen

- Ein junger Mann wartet wiederholt auf dem Parkplatz der Werkstatt und versucht ankommende Frauen zu küssen, wenn sie aus dem Auto steigen. In einem Gespräch mit dem Leiter des Sozialen Dienstes rechtfertigt er sein Verhalten damit, dass Frauen öfter von Männern geküsst werden, wenn sie aus dem Auto steigen.
- Ein seit längerem miteinander befreundetes behindertes Paar, die beide noch bei den Eltern leben, hat schon häufiger den Wunsch geäußert zu heiraten. Während der geplanten Sommerfreizeit haben sie vor, sich zu verloben; Ringe haben sie schon gekauft. Der Mann fragt eine Mitarbeiterin, ob sie nicht mal mit den Eltern darüber reden könne. Die wissen davon noch nichts.
- ...

Religionszugehörigkeit

- Ein 15jähriger männlicher Jugendlicher türkischer Herkunft ist seit einiger Zeit sehr traurig. Auf Nachfrage einer Erzieherin des Freizeitclubs berichtet er, dass seine Freundin – eine Kurdin, die in seiner Nachbarschaft wohnte und mit der er sich immer im Freizeitclub getroffen hat, nicht mehr käme und er sie nicht sehe dürfe. Auf Nachfrage erfährt die Erzieherin, dass die Eltern den Mädchen diesen Kontakt verbieten.
- Im Jugendzentrum bricht ein Streit aus, weil ein deutsches Mädchen mit einem türkischen Jungen angebandelt hat. Sie werden sowohl die deutschen

Jugendlichen als auch die türkischen Jugendlichen beschimpft.

- ...

Durchführung: Zuerst ist es sinnvoll, nach den Empfindungen und spontanen Reaktionen der Schülerinnen zu fragen ("Was würdest du tun, wenn ..."). Danach bearbeiten sie in Kleingruppen ein Fallbeispiel unter folgenden Fragestellungen: Welche Bedürfnisse werden in den Fallbeispielen deutlich? Worin liegen die Ursachen für ein solches Verhalten? Welche Verhaltensweisen irritieren bzw. verunsichern mich? Was würde ich tun, wenn ich sie wahrnehme bzw. selbst erlebe?

Anlage 5

„An der Berichterstattung leidend“ von Raúl Krauthausen (Text als Materialvorlage)

Mit der Weihnachtszeit beginnt nicht nur die Zeit der Liebe, der Süßigkeiten und des Glühweins, sondern auch die Zeit der Stereotype. Organisationen buhlen um das Spendengeld mit Bildern von traurigen Kindern oder hungrigen Tieren und auch Journalisten buhlen mit herzerreißenden Geschichten um die Aufmerksamkeit. Letzteres ist eigentlich Jahreszeitenunabhängig, aber tritt in der kühleren Zeit häufiger auf - vielleicht um Herzen zu erwärmen. Um schöne Geschichten zu erzeugen sind auch Menschen mit Behinderung ein gutes Motiv: die armen Menschen, die "an den Rollstuhl gefesselt" sind oder "an ihrer Behinderung leiden" schaffen "Außergewöhnliches". Solche Geschichten lesen sich gut und helfen auch den Menschen mit Behinderungen - glauben zumindest die Verfasser.

In der Realität ist oft das Gegenteil der Fall: Ich selbst betrachte mich nicht als jemanden, um den man sich "Sorgen" machen sollte. Genauso wenig bin ich an den "Rollstuhl gefesselt", sondern ich schnalle mich freiwillig an. Die wirkliche Fesselung wäre erst dann da, wenn ich keinen Rollstuhl hätte. Denn ein Rollstuhl bedeutet für mich Freiheit und nicht Einschränkung. Auch ist die Annahme, dass ich an "Glasknochen leide" eine typische Sicht der Nichtbehinderten. Für viele Menschen mit Behinderung ist die Tatsache behindert zu sein einfach Fakt. Genauso wie eine Haarfarbe oder die Schuhgröße: mal schränkt sie einen ein, mal nicht.

Journalisten neigen dazu, die Extreme einer Person bzw. einer Geschichte hervorzuheben und zu überhöhen. Dann ist oft vom "Sorgenkind", dem hilflosen Menschen mit Behinderung die Rede, dessen "Schicksal" alles überstrahlt, was den Menschen auch noch auszeichnen könnte. Oder, im umgekehrten Falle vom "Superkrüppel", jenem Menschen, der seine Behinderung offenbar "überwunden" hat, den Mount Everest mit seinem Rollstuhl erklimmt, und als Held gefeiert wird.

Wenn "ein kleiner Mann ganz groß ist" oder eine Frau ihre Füße benutzt um ihr Kind zu wickeln, weil sie keine Arme hat, dann sind das einleuchtende Geschichten für den Leser/Zuschauer. Dabei bestehen die meisten Behinderungen für Menschen mit Behinderungen durch gesellschaftliche Umstände: Stufen vor Cafés, Internetseiten die Sehbeeinträchtigte nicht lesen können, Ampeln ohne akustische Signalanlagen oder unnötige Amtswege - das sind nur ein paar Beispiele, die Menschen im Alltag wirklich behindern, aber die medial kaum beschrieben werden.

Am Beispiel der Wheelmap lässt sich das ein bisschen verdeutlichen: die Wheelmap haben wir bei den SOZIALHELDEN erfunden, weil wir nicht wussten, welche Cafés und Bars Stufen haben und dafür von Rollstuhlfahrern nicht genutzt werden können. Nach einem Jahr haben wir über 170.000 markierte Orte und das auch dank der Berichterstattung. In einigen Artikeln wurde aber nicht das Problem der Stufen thematisiert, sondern dass es ein Mann mit einer Behinderung geschafft hat so ein großes Projekt zu erschaffen. Ich frage mich: Wie hätte die Berichterstattung

ausgesehen, wenn die Karte von zwei Nichtbehinderten erfunden worden wäre? Hätte man sich dann eher dem Inhalt (barrierefreier Zugang) zugewandt oder einfach nicht darüber berichtet?

Ein anderes Beispiel ist die TV-Moderatorin Carrie Burnell. Ihr Debüt als Moderatorin bei der Kindersendung "CBeebies" in der BBC wurde von Eltern kritisiert. Das Fehlen ihres rechten Unterarms könne schließlich Kinder erschrecken. Burnell und die BBC verteidigten sich und meinten, dass die Eltern eher ihre eigenen Ängste auf die Kinder projizieren würden. Interessant an letzterem Beispiel ist, dass Burnell in England inzwischen ein Star ist. Und das mit und nicht "trotz" ihrer Behinderung. Sie moderiert eine klassische Kindersendung (Video). Ohne das Thema Behinderung in den Mittelpunkt zu stellen. Sie hat sie einfach. So wie ihr Kollege zwei Arme hat.

Wann ist es in Deutschland soweit, dass Menschen mit Behinderung für Produkte werben bzw. Sendungen moderieren (dürfen), die das Thema Behinderung mal nicht als Hauptthema verwenden?

Die Antwort ist einfach: Bei der Wheelmap und Burnell zeigt sich, dass die eigenen Vorurteile und Ängste gegenüber Menschen mit Behinderungen direkt (der Journalist selbst) oder indirekt (der Leser/Zuschauer) eine Berichterstattung prägen und somit Stereotype bedienen. Auf meinen Weihnachtswunschzettel steht daher jedes Jahr: Lieber Weihnachtsmann, lass bitte mehr Artikel und Medien erscheinen, die emotional weniger aufgeladen sind und richtige Bilder die Aufmerksamkeit bekommen. Hoffentlich war ich artig genug.

Raúl Krauthausen, 16.11.11 im Blog auf: www.aktion-mensch.de

Anlage 6

Behinderung – Inklusion als Herausforderung (Vorschlag zur Erarbeitung einer Unterrichtseinheit)

Lernsituation:

„Joseph gewöhnte sich langsam daran, dass er zum Diskussionsgegenstand wurde. Ganz offen erörterten die Schüler seine körperlichen Defekte, und da sie sich sicher waren, dass er sie nicht verstehen konnte, nahmen sie sich eine Lautstärke heraus, als sei er gar nicht anwesend. Sie überlegten, ob der Krüppel wohl eine Windel trüge, und hätten ihn, um sich zu vergewissern, allzu gerne daraufhin untersucht. Dann debattierten sie seinen Mangel an Intelligenz. Sie wählten verschiedene Bezeichnungen, mit denen sie ihn abqualifizieren konnten. So warfen sie mit Wörtern um sich wie Psychopath, Geistesgestörter, Spasti, Gehirnampulierter, Schwachsinniger. Sie fanden, dass er in einer Schule für normale Kinder fehl am Platz sei, und machten sich darüber lustig, dass der Direktor und das Kollegium offensichtlich auf ihn hereingefallen waren. Joseph stellte sich dumm und hörte auf diese Weise, wie andere Schüler ihn beurteilten. Manchmal reagierte er, indem er den Kopf kerzengerade hielt und sie lange prüfend ansah. Aber vergebens, sie grinsten nur – belustigt, weil er so vernünftig tat“.

Arbeitsauftrag:

Setze dich mit den folgenden Fragen auseinander:

- Was erfahre ich?
- Wie interpretiere ich die Fakten?
- Welche Gefühle löst der Text in mir aus?

Mögliche Makrosequenz

Phasen/Zeit	Inhalt	Methodik	Medien/Material
Motivation/ Einstieg Erarbeitung	Fallbeispiel Joseph ➤ Vier Kriterien ➤ An vier Ecken im Raum aufhängen und wie im „Museum“ vorstellen	Fallbearbeitung Kleingruppe. Aber jede erarbeitet für sich ein eigenes in vier unterschiedlichen Farben	Lit.: Hobmair Pädagogik Kap. 13 Mindmap auf Din A 3
Erarbeitung I	➤ Auswertung der Mindmaps	Plenum L-Vortrag Heil-Sonderpädagogik	Foliensatz Hobmair
Erarbeitung II	Begriffsklärungen: Beeinträchtigungen, - Störungen, Behinderungen	L- Vortrag mit Folien und Textbearbeitung bis zur Verhaltensstörung	Lit. Hobmair Pädagogik/Psychologie für die berufliche Oberstufe Band 2 Kap 20 Materialien 1-3

Erarbeitung III	<ul style="list-style-type: none"> ➤ Normbegriff ➤ Mindmap zur statistischen, idealen und funktionalen Norm TA erarbeiten 	s.o. (siehe Folien soziale Einstellung)	
	<ul style="list-style-type: none"> ➤ Behinderung ➤ Fallbeispiel etc. mit Fachbuch 	L-Vortrag Schüler füllen Folien mit Beispielen S. 356 gemeinsam lesen	Foliensatz 225 bis 232
	<ul style="list-style-type: none"> ➤ Ursachen von Behinderung anhand eines Fallbeispiel 	Gemeinsam lesen evtl. dazu ein Fallbeispiel	
	<ul style="list-style-type: none"> ➤ Fallbeispiel „Joseph analysieren mit Hilfe der Theorie zur sozialen Einstellung und der Theorie zu dem Begriff „Behinderung“ 	Einzelaktivität mit Unterstützung der Lehrkraft	Fallbeispiel Joseph und die Unterlagen zu den Themengebiete Soz. Einstellung und Behinderung
	<ul style="list-style-type: none"> ➤ Normalisierungsprinzip 		Folie Kopie
	Aufgabenfelder der Sonderpädagogik mit Blick auf Integration und Inklusion	Gemeinsam lesen S.358ff des Fachbuches Pädagogik	
	„Ich, und du und die anderen“		Unterrichtsmaterialien der Aktion Mensch Die berufliche soziale Arbeit: Inklusion WIFF: Annedore Prengel: Inklusion in der Frühpädagogik
		Expertenvortrag und Diskussion	
	<ul style="list-style-type: none"> ➤ Integration ➤ Inklusion – Historische Aspekte 		Unterlagen Kopie
Erarbeitung	<ul style="list-style-type: none"> ➤ Verhaltens-Störung 	Lesen und Aussprache im Plenum und Überleitung zu der Fragestellung: Wann spricht man von einer Verhaltensstörung?	Text:“Wann sind Kinder verhaltensgestört ?
	<ul style="list-style-type: none"> ➤ Definition Verhaltensstörung 	S-L-Gespräch	Folie Nr. 239

	<ul style="list-style-type: none"> ➤ Verhaltensstörung als Abweichung von der Norm ➤ Arten von Verhaltensstörung ➤ Ursachen von Verhaltensstörung ➤ Vorbeugung und Behandlung von Verhaltensstörungen ➤ Die Erklärung der Entstehung einer Verhaltensstörung aus: psycho-analytischer Sicht aus der Sicht der Konditionierungstheorien aus der Sicht der sozial-kognitiven Theorie 	Gruppenarbeit	Fachbuch rot und Kopie des Textes aus Lit. Hobmair Pädagogik/Psychologie für die berufliche Oberstufe Band 2 Kap 20
Anwendung	<ul style="list-style-type: none"> ➤ Fallbeschreibung „Mattias“ ➤ Inklusion 		Wenn überhaupt noch Zeit zur Verfügung steht Lit.: Hobmair Hrsg.: Pädagogik/Psychologie für die berufliche Oberstufe, Stam Verlag. Köln 1999
	Exkursion		

Anlage 7

Behinderung - Dass es dich gibt (Text als Materialvorlage)

Kurz vor Lottas Geburt wurde in ihrem Gehirn eine Fehlbildung entdeckt. Ihre Mutter schreibt hier von Momenten tiefer Verzweiflung. Und großen Glücksgefühlen.

Lotta kann krabbeln, sagt ihr großer Bruder Ben. Im Geheimen. Im Geheimen kann Lotta, zwei Jahre alt, so einiges: sitzen, sehen, »Mama« sagen. Meine Tochter hat geheime Superkräfte, die nur ihr vierjähriger Bruder kennt. Der Rest der Welt sieht sie anders: als Vena-Galeni-Kind, körper- und sehbehindert. Ihre Krankengeschichte lagert in einem dicken roten Ordner, bald müssen wir einen zweiten kaufen, so voll ist er schon. Ben sagt, es macht nichts, falls Lotta später mal einen Rollstuhl kriegt, »aber schieben darf nur ich den«. Außerdem könne sie ja immer noch fliegen.

Im Sportverein. Ben rennt mit den anderen Kindern um die Wette, ich trinke Latte macchiato und lasse Lotta auf meinen Knien reiten. Sie grinst. Eine andere Mutter:

- »Wann hat man das denn festgestellt?«
- »Die Fehlbildung? Im neunten Monat, 33. Woche.«
- »War es da zu spät?«
- »Wofür?«
- »Um was dagegen zu machen.«
- »Das kann man nicht im Mutterleib operieren.«
- »Nein, aber...«

Das Wort »abtreiben« spricht sie schon nicht mehr aus.

Warum gibt es dich, Lotta? Ein behindertes Kind, das muss in Deutschland heute doch nicht mehr sein. Dafür gibt es Vorsorgeuntersuchungen, Pränataldiagnostik, Abtreibungen, notfalls Spätabtreibungen. Und doch werden in Deutschland immer noch behinderte Kinder geboren. Laut Statistischem Bundesamt haben 2009, in dem Jahr, in dem Lotta geboren wird, 365 Babys unter einem Jahr einen Schwerbehindertenausweis aufgrund einer angeborenen Behinderung. Lotta ist keins von ihnen, wir beantragen den Ausweis erst später, so wie viele andere Eltern. Schaut man sich die entsprechende Zahl für die Kinder unter fünf Jahren an, liegt sie bereits bei 6.881. Lotta und Ben tragen in Wirklichkeit andere Namen, weil ich sie schützen möchte, aber ihre Geschichte steht stellvertretend für die vieler Kinder.

19. Oktober 2009. Ich küsse Ben, damals zwei Jahre alt, zum Abschied auf den Kopf. »Mama geht zum Arzt, das Baby angucken.« Noch sieben Wochen bis zum errechneten Geburtstermin. Meine größte Sorge ist jetzt der blaue Strampler, den ich gestern für Lotta gekauft habe. In der Mädchenabteilung, mit Schleifen, aber dunkelblau. Sorgen haben wir zu dieser Zeit selten, mein Mann Harry und ich, wir sind beide Journalisten, er 43, ich 32 Jahre alt, gesund, zufrieden. Wenn es Streit gibt, dann darüber, ob wir in der Küche geöltes Parkett verlegen sollten. Ansonsten ist es ein Leben in Technicolor, so kommt es mir in der Rückschau vor. Wir sind Familie »Sonnenschein«, so haben unsere Mütter uns genannt, so rufen wir auch unseren Sohn. Auch die zweite Schwangerschaft ist geplant, es wird ein Mädchen.

Beim Routine-Ultraschall stutzt die Gynäkologin Stefanie Hamm. Sie sieht »sehr viel Blut im Hirn. Sie fahren jetzt in die Uniklinik.« Ich rufe Harry an, er bringt mich mit einem Taxi ins Krankenhaus, äußerlich bleiben wir beide ruhig. Die Arzthelferin wird später sagen: »Sie wirkten so gefasst, Sie haben gar nicht geweint.« Ich erlebe das Geschehen um mich herum wie durch eine Wand, als beträfe es mich nicht, starr vor Schock. Durch die innere Stille dringt nicht der Taxifunk, nicht das Zufallen der Autotür, als wir im Krankenhaus ankommen. Ich höre nur mein eigenes Stoßgebet: Es wird alles gut gehen, es ist immer alles gut gegangen, es muss, es darf nichts Schlimmes sein. Ich werde erst fünf Tage später wieder nach Hause kommen.

In der Uniklinik Köln lege ich mich auf eine Liege, darum im Halbdunkel etwa 15 Personen: der Leiter der Kinderklinik, Oberärzte, Assistenzärzte. Ich halte die Hand meines Mannes, als mir jemand kaltes Ultraschall-Gel auf den Bauch spritzt und die Bilder von dem Baby in meinem Bauch auf dem Monitor aufflackern. Blau und rot der Blutfluss, zu viel Blau und Rot. Das Bild verschwimmt, mir steigen Tränen in die Augen, ich dränge sie zurück. Jetzt beobachten, begreifen. Die Ärzte beraten sich auf dem Flur. Mein Mann streckt mir ein Brötchen entgegen: »Du musst was essen.« Ich nehme einen Bissen und schmecke nichts. Als wieder alle im Raum sind, erläutert ein Arzt Lottas Befund: »Malformation der Vena Galeni.« Es wird lange dauern, bis wir verstanden haben, was das bedeutet. Auf etwa 1:25.000 wird das Risiko für ein Kind mit Vena-Galeni-Malformation geschätzt, d. h., in Deutschland werden pro Jahr etwa 27 Babys mit dieser Fehlbildung geboren. Bei vielen bleibt sie bis zur Geburt unentdeckt. Einige haben so einen geringen Schaden, dass er erst auffällt, wenn sie nach dem Robben nicht das Krabbeln lernen. Bei anderen verschlechtert sich der Zustand bald nach der Geburt. Manche sterben.

Ein Arzt klemmt die Folie mit Lottas MRT-Bild auf einen Leuchtkasten. Er zeigt uns auf der Folie einen dunklen Fleck in Lottas ansonsten grauem Gehirn, etwa so groß wie eine 20-Cent-Münze. Die Vena Galeni ist eine der Hauptvenen im Gehirn. Der schwarze Fleck ist ein Kurzschluss zwischen einer Arterie und dieser Vene. Normalerweise fließt das sauerstoffreiche Blut durch die Arterie zum Gehirn, gibt dort den Sauerstoff ab und fließt danach durch die Vene wieder zurück zum Herzen, bei unserem Baby geht es von der Arterie direkt in die Vene. Das sauerstoffreiche Blut nimmt eine Abkürzung – am Gehirn vorbei. Und weil dieser Weg weniger Widerstand bietet, fließt immer mehr Blut zurück, sackt die Ader weiter aus. Das Herz schlägt schneller und schneller, pumpt und pumpt und pumpt beim Versuch, das Hirn doch noch mit ausreichend Blut zu versorgen, pumpt so lange, bis es kollabiert. Lottas Herz schlägt in der Ruhe des Bauches schon jetzt, als joggte sie, und es wird immer schneller schlagen, wenn wir nichts unternehmen.

»Wir schaffen das«, sagt mein Mann schnell. Er hat mehr Erfahrung mit Schicksalsschlägen als ich. Lange bevor wir uns kennengelernt haben, ist seine Mutter gestorben, an Krebs, da war er 29. »Ja, wir schaffen das!«, sage ich und versuche, es zu glauben.

Vor dem Gedankenspiel »Was wäre, wenn...« haben wir uns immer gedrückt. Wenn unser Baby mit hoher Wahrscheinlichkeit behindert wäre – würden wir abtreiben? Freundinnen haben abgetrieben, weil der Mann der Falsche war. Oder weil eine Behinderung drohte. Wir haben eher die Mütter bedauert als die ungeborenen Babys. Kinder gibt es viele in unserem Freundeskreis, behinderte Kinder nicht. Körperlich oder geistig Behinderte sehen wir ab und zu auf der Straße und sehen sie doch nicht. Ich will nicht starren und schaue lieber weg.

Später, in einer anderen Klinik, sagt uns ein Arzt: »Da muss man chirurgisch dran, den Kopf aufschneiden. Ausgang ist fast 100 Prozent letal, und falls es überlebt, dann äußerst schwer behindert, darauf müssen Sie sich einstellen.« Als er zur Tür raus ist, schreie ich die Verzweiflung heraus. Klappe vornüber, schreie in Harry hinein, der seine Arme um mich legt, schreie so laut, dass eine Assistentin hereineilt und mir Valium anbietet. Der Arzt lag falsch, die chirurgische Methode ist längst veraltet, das erfahren wir erst einige Tage später. »Wenn Sie sagen, dass Sie sonst vom Dach springen, finden Sie noch einen, der es wegmacht«, höre ich von einem anderen Arzt. Abtreiben – das hieße im neunten Monat aktiv töten. Eine Kaliumchlorid-Spritze ins Herz meines Babys, das ich dann tot auf die Welt bringen müsste.

Als ich endlich nach Hause komme, steht Ben in seinem blau-weiß gestreiften Schlafanzug in der Tür. Prüfend schaut er in meine roten Augen, runzelt die Stirn. Ich sage: »Mama ist traurig, weil das Baby krank ist.« Ben hebt meinen Pulli hoch, pustet auf den nackten Bauch und fragt: »Wieder heile?«

Lotta ist kein »es«, das man wegmachen kann. Wir können doch nicht die kleine Schwester töten, die Bens Küsse auf meinen Bauch schon mit Tritten beantwortet. Es gibt noch Hoffnung, sagen andere Ärzte: »Sie hat eine gute Chance.« Daran klammern wir uns. Wenn Ben ins Bett geht, kommt die Angst. Abends sitzt mein Mann am Esstisch und recherchiert im Internet. Ich sitze auf dem Sofa, in die Wolldecke gewickelt, und versuche, nicht an den schwarzen Fleck in Lottas Kopf zu denken. Wird unser Baby überleben? Wenn ja, wie? Gibt es ein Leben, das schlimmer ist als der Tod? Die Fragen sind so groß, dass ich sie nicht über die Lippen kriege, sie bleiben als dumpfes Gefühl im Magen hängen. Abends wird es sehr still bei uns. Stumm starren wir beide auf meinen gewaltigen Babybauch. Lottas Tritte machen mir keine Freude mehr, sie machen mir Angst.

Bald wissen wir, wo die Experten sitzen: in Paris, London – und Duisburg. In Duisburg-Wedau erwarten uns ein Betonklotz von einer Klinik und die Hoffnung in Gestalt von zwei Männern, die uns durch die nächsten Jahre begleiten werden: der Kinderarzt Axel Feldkamp, graue Locken, weiße Schlappen, der seine Worte so sorgfältig wählt, dass er in zwei Jahren nicht ein einziges zurücknehmen muss. Und Professor Friedhelm Brassel, für Fälle wie unseren der Beste in Deutschland, wie jeder sagt, bei dem wir nachfragen. Brassel nennt Lottas Befund »beeindruckend«, drei Stunden lang referiert er bei unserem ersten Treffen über sein Spezialgebiet als Radiologe. Er beschreibt uns die winzigen Katheter und erzählt von ehemaligen Patienten, die gut in der Schule sind, die am Telefon nicht mit ihm reden wollen, sondern raus auf den Fußballplatz. Lotta könnte eine von ihnen sein, hoffen wir, auch wenn Brassel uns das nicht versprechen kann.

Der Kinderarzt Axel Feldkamp bremst uns. »Manche Kinder entwickeln sich prima, andere nicht«, sagt er. »Es kann sein, dass sie geboren wird und alles schnell vorbei ist, weil ihr Herz versagt. Und wenn nicht: Ich schaue mir das Hirn nach der Geburt an. Wenn es zu arg gelitten hat und es keinen Sinn mehr hat, dann sage ich Ihnen das. Dann gehe ich diesen Weg mit Ihnen.« Die Wörter »sterben« oder »sterben lassen« fallen nicht und sind doch da. Wir planen eine Geburt, und ich muss schon an die Bestattung denken.

Am Grab meiner Schwiegermutter stellen wir regelmäßig frische Blumen auf. Dort soll Lotta liegen, wenn es zum Schlimmsten kommt. Ich versuche mich zu wappnen gegen den Tod meines Babys, mit einem Plan: Wo, wie, welches Schmusetier kommt mit ins Grab? Ich halte mich an das Gegenständliche, um nicht an das große Ganze denken zu müssen.

23. November 2009. Lotta ist da und schreit und strampelt, und ihr Herz kollabiert nicht. Wir lassen sie direkt taufen. Zwischen den blinkenden Monitoren der Kinderintensivstation zündet die Seelsorgerin die Taufkerze an, Lotta öffnet die Augen. Nach 24 Stunden wird sie zum ersten Mal operiert.

Bei der OP oder genauer der Embolisation werden per Mikrokatheter kleine Platinspiralen in Lottas Gehirn gesetzt, die die Blutzuflüsse verstopfen. Die sogenannten Coils setzen sich an die Wand der Ader und vernarben dort – weniger Blut kann den falschen Weg nehmen. Als würde man einen Sumpf trockenlegen, wird so der Blutfluss nach und nach weniger. Bis zu 16 Stunden liegt Lotta in Vollnarkose, während Professor Brassel per Hand durch kleine Einstiche in den Hüften die Katheter in ihren Körper einführt und durch die winzigen Blutbahnen bis in den Kopf lenkt. Jedes Zittern ist eine Gefahr, jeder Schritt abgesichert durch Röntgenaufnahmen.

Das Wunder passiert: Nur zehn Tage nach der Geburt dürfen wir nach Hause. Lotta sieht so gesund und rosig aus wie jedes Baby, sie kann Beine und Arme bewegen, sie trinkt an meiner Brust, schmatzt, gähnt. Sehr schnell kommt ihr Herz ohne Medikamente aus. Wir sehen schon das Happy End.

Das Wort »Behinderung« nehmen wir lange nicht in den Mund. »Das B-Wort«, sagt mein Mann. Als brächte es Unglück, es auszusprechen. Als wir im Urlaub im niederländischen Domburg einen etwa zehnjährigen Jungen im Rollstuhl sehen, festgeschnallt, die Arme rudern in der Luft, Sabber in Strömen, starren wir hin. »Schau dir die Eltern an«, sagt mein Mann, »so selbstbewusst.« Ich sehe den Jungen an und denke: »Ich weiß nichts über solche Kinder.« Findet er es schön am Meer? Was hat er vom Strand, wenn er nicht im Sand buddeln kann? Was, wenn wir in ein paar Jahren wie die Eltern dort am Strand sitzen und Lotta keine Schaufel halten kann?

Lotta öffnet ihre Hände nicht, streckt die Beine oft kerzengerade durch, anstatt zu strampeln. Ihre riesigen Augen scheinen alles zu sehen, aber ihr Blick bleibt nirgendwo haften. Verdacht auf zerebrale Bewegungsstörung, heißt es, Verdacht auf eine Sehstörung. Wir erfahren, wie erschreckend wenig man bislang über das Gehirn weiß. »Es ist eine Blackbox«, sagt Axel Feldkamp. »Es kann sehr viel kompensieren, aber Vorhersagen kann niemand treffen.« Abwarten, heißt es, was Lottas Gehirn aus dem macht, was es hat. Fördern und warten, warten und fördern. Jahrelang. Es könnte auch einfach eine gewaltige Entwicklungsverzögerung sein, sagen die Ärzte, und das sagen wir allen, die uns fragen: »Lotta lernt wohl erst mit drei Jahren laufen statt mit einem.«

Lotta schreit scheinbar ohne Grund, stundenlang. Oma puzzelt mit Ben, während ich Lotta wiege. Im Dunkel des Schlafzimmers, zum klimpernden Guten Abend, gute Nacht der Spieluhr kommen die Zweifel. Wird Lotta ihr Leben genießen, auch wenn sie vielleicht nie richtig sehen oder laufen kann? Werde ich mein Leben lang Windeln wechseln? Und was ist mit Ben? Wird er bei all den Sorgen um seine Schwester nicht hinten runterfallen? Warum wir?

Weil wir eine starke Familie sind, sagen Freunde: »Lotta ist zu den Richtigen gekommen, ihr schafft das.« Feldkamp sagt: »Wir haben hier viele Eltern behinderter Kinder, die meisten finden viel Kraft in sich.« In meinen Ohren klingt das fast zynisch. Schaffen und Kraft fühlt sich anders an, zu wenig Schlaf, zu viele Sorgen.

»Ihr müsst es annehmen«, hat uns ein enger Freund gesagt, als wir ihm von unserer Angst erzählt haben, dass Lotta behindert sein könnte. »Annehmen« – wie soll das gehen?

In der Badewanne. »Alle meine Entchen schwimmen auf dem See...«

Plötzlich schmiegt Lotta ihren Kopf in meine Hand, zieht die Mundwinkel nach oben. Das erste bewusste Lächeln.

»Oh, Lotti, du kannst ja lächeln!«

Sie lächelt, ich weine. An diesem Abend bleiben wir in der Badewanne, bis wir ganz schrumpelig sind.

Bei Ben mussten wir sechs Wochen auf diesen Moment warten, bei Lotta sechs Monate. Sechs Monate, in denen ich am Ende gefürchtet habe, dass sie nie lächeln wird. Ein Augenblick ändert alles. Lotta wird das Zentrum, um das wir kreisen. Ben kann gar nicht aufhören, mit ihr zu spielen, legt sich zu ihr und singt: »Wie schön, dass du geboren bist, wir hätten dich sonst sehr vermisst...« Wir singen alle mit.

Lotta kann lächeln. Wird sie eines Tages auch sitzen und einen Löffel halten können?

Eine Odyssee beginnt. Morgens, wenn Ben im Kindergarten ist, sitze ich bei Neurologen, Orthopäden, Augenärzten, Kardiologen, Logopäden, Physiotherapeuten. Meinen Wiedereinstieg in den Beruf verschiebe ich, wir haben Glück, dass das finanziell kein Problem ist. In zwei Jahren wird Lotta fünf Mal von Professor Brassel operiert. Ihre Gefäßfehlbildung zieht eine Reihe anderer Erkrankungen nach sich. Unser Körper funktioniert nur richtig, wenn er sich bewegt – tut er das nicht, werden Gelenke, Sehnen oder die Verdauung zum Problem. Insgesamt verbringen sie und ich über drei Monate im Krankenhaus.

In dieser Zeit sehe ich nur einen einzigen Vater, der alleine sein Kind ins Krankenhaus begleitet. Es heißt nicht umsonst »Mutter-Kind-Zimmer«, Männer sind Besucher. Wir Frauen sitzen im Halbdunkel der Intensivstation, mit dem Rücken zur Tür und dem Gesicht zum Kinderbett, jede in ihrem Zimmer, abgeschnitten von Handyempfang und dem Rest der Welt. Müde, abgestumpft, den Blick auf der zuckenden Kurve des Monitors, als könnte man dort ablesen, was kommt. Als mein Mann vom Büro ins Krankenhaus kommt, trifft er nicht seine Ehefrau an, sondern eine Fremde in blauer Schwesternkleidung, die routiniert ihre Tochter festhält, als eine Ärztin mit der Nadel am Kopf Blut abnimmt. »Schwester Sandra«, sagt Harry und grinst mich an. Nachts auf der Elterntoilette beim Blick in den Spiegel finde ich das nicht mehr schmeichelhaft. Bin das noch ich? Nicht nur die Pflegeuniform ist zu groß, auch die Rolle passt mir nicht. Am nächsten Tag nehme ich das Angebot meines Mannes an, eine Schicht zu übernehmen, und setze mich in die Sonne. Ab sofort lasse ich andere assistieren. Ich wollte nie

Krankenschwester werden, und Krankenschwestern hat meine Tochter sowieso genug, aber sie hat nur eine Mutter.

»Ein bisschen blind« – so treffend wie Bens Freundin Victoria hat es keiner formuliert. Lotta kann hell und dunkel unterscheiden, auf Schwarz-Weiß und Glitzerndes reagiert sie besser als auf Pastelliges, Verschwommenes. Ihre Sehnerven haben gelitten, »schwer sehbehindert« heißt irgendwann die Diagnose. Besser kann es immer noch werden, gut wird es nie. Wie ist das, nie das Lachen des großen Bruders zu sehen – oder die Wasserpistole, mit der er einen nass spritzt? Ich verbiete das, und doch ist es gut, dass da einer ist, der Lotta nicht in Watte packt und auch uns nicht schont. Für vieles andere ist Lotta die ultimative Entschuldigung: Man hat es ja schon so schwer. Hinter einem behinderten Kind kann man sich prima verstecken vor langweiligen Spielgruppen oder unangenehmen Pflichten. Aber nicht vor einem Dreijährigen. Ben hindert mich am Grübeln und zeigt mir, dass es im Grunde egal ist, ob Lotta nun behindert ist oder nicht. In seinem Alltag zählt nur, ob sie mit ins Planschbecken kommt.

Mein Schwiegervater, 80 Jahre, vernarrt in seine zwei späten Enkel, schaltet das Licht an.

»Da lacht sie ja, schau mal, wie sie lacht!«

»Ja, das nimmt sie wahr. Das findet sie lustig, weil Ben daraus ein Spiel gemacht hat.«

Er schaltet das Licht wieder aus.

»Da lacht sie wieder! Ja, das machst du toll!«

Schaltet es wieder an.

»Schau mal, mein Liebchen, Licht!«

Schaltet es wieder aus.

Großvater und Enkeltochter lachen.

Schaltet es wieder an.

»Was für schöne Grübchen du hast!«

An, aus, an, aus, an, aus.

Von der Sehfrühförderstelle kommt eine Sonderpädagogin, Martina Schmidt, rauchige Stimme, herzliches Lachen. Sie schleppt auf dem Fahrrad Körbe voller Förderspielzeug an, gemeinsam sitzen wir im dunklen Schlafzimmer und richten die Taschenlampe auf Rasseln, die wir mit Glitzerpapier beklebt haben. Lottas rudende rechte Hand landet darauf. Ein winziger Fortschritt, auf den wir später mit Kaffee anstoßen.

Unsere Rettung heißt Jodi, so hat Ben unsere Kinderfrau getauft. 63 Jahre alt, schmal wie eine Zwölfjährige und fast ebenso dynamisch. Die Verantwortung für Lotta können wir nicht abgeben, aber wir können eine Auszeit nehmen, und sei es für zwei Stunden. Dank Jodi geht kein Teil der Familie in Sorgen unter. Ich habe »Mama-Sohn-Zeiten« mit Ben, nur wir zwei und das Klettergerüst, ich nehme den ersten Auftrag für einen Artikel an, jeden Freitagabend gehen mein Mann und ich aus, »romantisch eine Cola trinken«, wie wir unserem Sohn erklären.

Viele Ehen zerbrechen an Sorgenkindern wie Lotta, dessen sind wir uns bewusst. Ein Graben tut sich auf, zwischen mir bei den Ärzten und meinem Mann im Büro. Jeden Abend versuchen wir, ihn zu überbrücken. Schon seit Bens Geburt gibt es diesen Graben, doch mit Lotta wird er zu groß, um einfach darüberzuspringen. Harry bleibt einen Monat zu Hause, um den Alltag mit Lotta zu erleben. Gemeinsam müssen wir Entscheidungen treffen, die an Leben oder Tod rühren. Gehen wir das Risiko einer weiteren OP ein? Gehen wir das Risiko ein, nicht zu operieren? In beiden Fällen droht schlimmstenfalls der Tod, extrem unwahrscheinlich, aber dennoch. Über die Anschaffung unseres Sofas haben wir länger diskutiert. In diesen Extremsituationen bilden wir sofort eine Front, wir sind das Team Lotta. Nicht auszudenken, wenn einer sagen würde: »Warum nicht ins Pflegeheim?«, oder: »Du wolltest ja unbedingt ein zweites Kind.«

Beim Kindergeburtstag. Die Großen stürmen das Kinderzimmer, die Mütter trinken Kaffee, ein Baby im blauen Strampler macht die ersten Krabbelversuche. Ich starre hin, Ben auch. Er greift nach Lotta.

»Das soll Lotti auch machen. Komm, mach!«

»Das kann sie nicht.«

»Warum nicht?«

»Wegen der Ader im Kopf, weißt du noch? Weil der Kopf den Beinen und Armen nicht sagen kann, was sie machen sollen.«

»Warum?«

»Weil der Kopf den Beinen...«

»Nein, warum hat Lotti die Ader?«

Vergleichen ist hart. Lottas Tempo ist nur normal für uns, wenn wir nicht sehen, wie schnell sich andere Kinder entwickeln. Ich rufe eine Freundin an, die ich mit ihren zwei Jungs zum Spielen eingeladen habe, der große so alt wie Ben, der kleine etwas jünger als Lotta. »Es tut mir leid, ich schaffe das noch nicht. Ich kann so Kleine im Moment schwer ertragen.« Sie sagt, sie verstehe.

Je mehr Zeit vergeht, ohne dass Lotta robbt oder auch nur den Kopf sicher hält, desto unwahrscheinlicher wird es, dass sie alles aufholt, was ihr fehlt. Es gibt keinen Moment der Verkündung, keinen Arzt, der sich hinstellt und

sagt: »Ihr Kind ist behindert.« Irgendwann hören wir von den Ärzten seltener das Wort »Entwicklungsverzögerung«. Irgendwann füllen wir den Antrag auf einen Behindertenausweis aus.

Zu Lottas erstem Geburtstag wollen wir nach New York. Mein Mann muss beruflich dorthin, das ist die Stadt, in der wir uns kennengelernt haben vor sieben Jahren, unsere Stadt. Wir zögern. Rufen alle Ärzte an, bitten um ihren Segen. Axel Feldkamp sagt: »Ein Kind wie Lotta braucht Alltag und nicht New York, um sich zu entwickeln.« Wir machen es für uns, sagen wir, wir müssen auch an uns denken. Während des Starts beobachte ich Lotta, Professor Brassel hat gesagt, der steigende Druck könne ihr nicht schaden. Wenn aber doch etwas platzt in ihrem kleinen Kopf? Nach der Landung am Flughafen Newark schwebe ich zehn Zentimeter über dem Boden. Lotta reißt ihre riesigen Augen angesichts der blinkenden Weihnachtsdekoration noch weiter auf als sonst, bestaunt die glitzernden Tannenbäume, entdeckt Schokomuffins als ihr Leibgericht. Ben möchte ab jetzt immer nach New York fahren. Gebeugt über Lottas Geburtstagsmuffin mit der brennenden Kerze, singen wir: »If you can make it there, you can make it anywhere...«

Der Reha-Buggy ist dann, wieder zu Hause, unser Coming-out, im buchstäblichen Sinne. Er hat einen Design-Preis gewonnen, ist blau und grau, mein Mann sagt, er sieht aus wie ein normaler Kinderwagen. Ich sehe die Bänder, um die Füße zu fixieren, die Gurte und Schrauben und ziehe Lotta ihre schönste Jacke an, die pinkfarbene, dazu die passende Mütze. Ich setze meine Tochter in den Wagen, zum ersten Mal muss sie nicht liegen, wenn wir rausgehen. Lotta lässt den Kopf zur Seite fallen und sieht eindeutig nicht normal entwickelt aus. Sie lächelt, und ich finde sie schön. Ben schiebt. »Los geht die wilde Fahrt!« Ich hebe den Kopf und laufe mit meinen beiden Kindern stolz zur Eisdielen.

An der roten Ampel lacht eine Frau den singenden Ben an, schaut in Lottas Wagen, schaut weg. Vor dem Kindergarten sagt eine Mutter beim Anblick des Buggys zögernd: »Der sieht ... speziell aus.« Eine Freundin erzählt, dass eine andere sie angesprochen hat: »Ich habe gesehen, dass der Kopf gestützt wird, aber fragen wollte ich nicht...« Über verpatzte künstliche Befruchtungen wird freier geredet als über Behinderungen. »Darf ich behindert sagen?«, fragt mich eine Freundin. »Das klingt so abwertend.« In den Broschüren des Gesundheitsamts ist Lotta ein Kind »mit erhöhtem Förderbedarf«. Was soll das sein? Auf der Website eines Kinderladens gibt es neben der Kategorie »Baby« und »Spielzeug« den Punkt »Besondere Kinder«. Ist Ben nicht besonders? Im Englischen sind geistig Behinderte »mentally challenged«, geistig herausgefordert. Sind wir so verklemmt, dass wir die Tatsachen verdrehen?

Ich rufe im Schwimmbad an:

»Ich wollte mich nach dem therapeutischen Schwimmen erkundigen.«

»Haben wir nicht.«

»Auf Ihrer Website steht, dass es für Kinder mit Beeinträchtigungen integrative Kurse gibt...«

»Ach, Sie meinen die Behinderten?«

Seitdem sage ich behindert.

Im Bäckerei-Café. Ben will Kakao, Lotta kriegt ein Weckchen. Die Bedienung:

»Die Kleine schaut ja komisch. Hat die was?«

»Die hat eine Sehbehinderung.«

»Aber wussten Sie das nicht vorher?«

»Vor der Geburt, meinen Sie?«

»Ja. Aber der große Bruder ist ganz normal, oder? Dann konnten Sie ja nichts dafür.«

Dann konnten Sie ja nichts dafür – über allem schwebt die Schuldfrage, auch wenn nur wenige sie so gedankenlos aussprechen. Ein behindertes Kind ist in der öffentlichen Wahrnehmung kein Schicksal mehr, das man hinnehmen muss, und das macht es mir schwer, mit dieser Frage endgültig abzuschließen. Musste man sich früher verteidigen, wenn man abgetrieben hatte, fühle ich mich jetzt genötigt, zu erklären, warum ich es nicht getan habe. Im Fernsehen schaue ich mir die Bundestagsdebatte über die Präimplantationsdiagnostik (PID) an. Als eine SPD-Politikerin sagt, sie wolle nicht, dass »Eltern sich für ein Kind mit Behinderung rechtfertigen müssen«, schnaube ich. Als ob es nicht jetzt schon so weit wäre. Bin ich deshalb gegen die PID? Ich weiß es nicht. Sollte nicht jeder selbst entscheiden, ob er das Risiko eines behinderten oder kranken Kindes eingehen will? Und doch fürchte ich, dass sich irgendwann keiner mehr findet, der den Mut dazu hat. Wie und wann das Kind kommen soll, optimieren wir jetzt schon: der richtige Zeitpunkt für ein Kind, der richtige Vater, ein kuscheliges Nest. Alles muss perfekt sein – und das Kind dann auch. Je weniger Kinder wir kriegen, desto besser müssen sie werden, die Ansprüche steigen, während die Geburtenrate sinkt.

Meine Nachbarin Anemone sieht Lotta zum ersten Mal im Reha-Buggy und sagt: »Ist die Kleine hübsch!« Andrea sagt: »Wir sind für euch da, in guten wie in schlechten Zeiten.« Gabi: »Wenn du mal reden musst, wir sind da.« Unser Freundeskreis sortiert sich neu. Wer uns nicht guttut, ist raus, andere rücken näher ran und erzählen mir vom Schlaganfall der Mutter oder vom Besuch im Pflegeheim des Vaters. Es ist, als wären wir einem geheimen Klub beigetreten: Wer schon einen Schicksalsschlag erlebt hat, der ist dabei. Eine Freundin mit Brustkrebs sagt: »Mir glaubt ja sonst keiner, dass es mir gut geht.« Nur wer einmal unten war, weiß, dass man auch da lachen kann, sogar lauter und fröhlicher. In all dem Dreck finden wir Gold: wundervolle Unterstützung durch meine

Mutter, meinen Schwiegervater, Angehörige, Freunde, Nachbarn und zwischen Harry und mir wortloses Verstehen, Zusammenhalten. Die oberflächlichen Freundschaften sind schnell erkaltet, wir vermissen sie nicht. Wir bilden eine Wagenburg. Der Druck von außen hat auch sein Gutes – er presst unsere kleine Gemeinschaft eng zusammen.

Was willst du denn, fragt mich ein Freund. Starren ist schlecht, wegschauen auch – wie sollen wir denn reagieren? Schreib doch mal eine Gebrauchsanweisung. Also gut: Wer alle kleinen Kinder anlacht, sollte auch mit meiner Tochter flirten. Wer sich nicht für Babys interessiert, sollte auch ein behindertes nicht anstarren. In einem Wort: Natürlichkeit. Die ist unmöglich, wenn man jede Geste reflektiert. Wer so eine Gebrauchsanweisung nötig hat, bei dem wird sie nicht funktionieren. Der muss versuchen, Behinderte so gut kennenzulernen, dass sie nichts Besonderes mehr sind. Und bis dahin: Schauen Sie nicht auf den Rollstuhl, sondern in die Augen, und reden Sie über das Wetter. Wenn mir danach ist, diskutiere ich gerne über Abtreibung, PID und die Grenzen der modernen Medizin – aber nicht beim Bäcker. Wenn ich einkaufen gehe, möchte ich keine permanente Volksabstimmung darüber, ob meine Tochter nun leben darf oder nicht.

Ich suche mir sorgfältig aus, mit wem ich darüber rede, wie es ist, wenn der Arzt sagt: »Das Kind kann 80 werden, aber dass es selbstbestimmt leben wird, kann ich Ihnen nicht versprechen.« Theoretisch könnte jederzeit eine von Lottas ausgeleiterten Kopfadern platzen, ein minimales Risiko, aber ein Risiko. Was soll ich meinem Kind wünschen? Ein langes Leben in Abhängigkeit oder einen schnellen Tod? Es gibt Tage, da muss ich darüber nachdenken. Die Antwort sehe ich in dem schokoverschmierten Grinsen meiner Tochter. In der Zeitung lese ich von einer belgischen Studie über sogenannte Locked-in-Patienten, Menschen, die so vollständig gelähmt sind, dass sie nur noch per Wimpernschlag mit ihrer Umwelt kommunizieren können, etwa als Folge eines Schlaganfalls. Dann doch lieber tot, oder? 72 Prozent der befragten Patienten sehen das nicht so, sie bezeichnen sich selbst als glücklich. 72 Prozent – diese Zahl gibt mir sehr viel Kraft. Wer gesund ist, hat keine Ahnung, wie es ist, behindert oder auf andere angewiesen zu sein. Ich habe kein Recht, meiner Tochter einen schnellen Tod zu wünschen.

Lotta will stehen, drückt die Beine durch und macht sich kerzengerade. Die Unterarme muss sie dafür abstützen, sie steht an einem Hocker wie andere an der Bar. Sie steht und steht und lacht. Wenn man ihr einen Ball vor die Füße legt, denkt sie lange nach, winkelt ihr Bein an und kickt mit einer plötzlichen Bewegung den Ball weg. Fußball wird unser Lieblingsspiel, im Sportgeschäft suche ich ein Trikot in Größe 86 für Lotta. Jetzt kann ich mir vorstellen, wie das aussieht, wenn sie geht. Gestützt auf ein Gehwägelchen, mit Trippelschritten, aber auf den eigenen Füßen unterwegs. Ob sie das schaffen wird, hängt stark davon ab, wie sehr wir sie fördern. Ben hätte das Laufen auch ohne mich gelernt, Lotta wird das nicht schaffen. Das Gefühl, so sehr gebraucht zu werden, kann auch glücklich machen, das weiß ich heute. »Das musst du in deiner Situation auch so sehen, oder? Sonst könntest du dich ja gleich erschießen«, sagt mir ein Freund. Das stimmt in gewisser Weise, es ist harte Arbeit, langes Hoffen, ein täglicher Kampf gegen das Aufgebenwollen. Und doch: Wenn Lotta ihre rechte Hand gezielt bewegt, um nach meiner zu greifen, ist meine Euphorie zu groß, um sie in Worte zu fassen. Die Fortschritte mögen winzig sein, die Freude ist riesig. Nicht zu wissen, ob und wann der nächste Schritt nach vorne kommt, ist hart. Aber Lotta hat mir gezeigt, dass lachen zu können wichtiger ist, als stabil zu stehen. Dass der beste Sportkurs für Ben oder die effektivste Therapie für Lotta nicht so bedeutsam ist wie eine schöne Kindheit.

Bald kommt ein Bluttest auf den Markt, der in der zehnten Schwangerschaftswoche das Downsyndrom nachweisen kann. Als wir im neunten Monat Lottas Diagnose hörten, war sie für uns schon ein ganzer Mensch. Doch in der zehnten Woche? Da war Lotta noch eine namenlose Kaulquappe auf einem Ultraschallbild. Wenn damals ein Arzt gesagt hätte: »Ihr Kind wird schwer behindert sein« – hätten wir den Mut gehabt? Ich hoffe es, aber ich glaube es nicht. Lotta hätte es wahrscheinlich nie gegeben. Wir hätten wie viele gehandelt, aus Angst vor dem Unbekannten. Allein von den Downsyndrom-Verdachtsfällen werden schätzungsweise 90 Prozent abgetrieben. Auch wir hätten wohl gedacht: Das ist kein Leben. Wir hätten uns harte Zeiten erspart – und ein großes Glück verpasst. Lotta gehört heute dazu wie die Luft zum Atmen, genau wie Ben. Eine Welt ohne sie? Ein furchtbarer Gedanke.

Werden einige Behinderungen verschwinden, wie der Humangenetiker Wolfram Henn von der Universität Saarland voraussagt, »per Abtreibung«? Ich bin kein Abtreibungsgegner geworden und hasse es doch, wenn Menschen glauben, dass eine Behinderung etwas ist, das sich verhindern lässt. Eine Illusion ist das nicht nur, weil sich nicht alle Defekte vorab testen lassen und weil immer Kinder vor Autos laufen oder von Bäumen fallen werden. Der medizinische Fortschritt, der uns Gendefekte immer früher erkennen lässt, sorgt aber gleichzeitig auch dafür, dass Neugeborene, die früher geringe Überlebenschancen hatten, heute nicht mehr sterben müssen. Was macht ein Leben lebenswert: laufen oder lesen können? Wer wird gerettet, wer abgetrieben? Und wer will das entscheiden?

Am Strand in Domburg. Ben lässt einen Drachen steigen. Lotta ist fast zwei und kann immer noch nichts mit einer Schaufel anfangen. Ein paar Meter weiter eine andere Familie, das Mädchen baut eine Sandburg. Die Mutter schaut rüber, ich sehe die Frage in ihren Augen. Ja, Lotta gefällt es am Meer, auch wenn sie nicht buddeln kann. Um Glück zu empfinden, muss man nicht laufen können, um zu lieben, nicht sehen können. So selbstverständlich

das klingt, ich musste es erst lernen. Wenn Ben Fahrrad fahren lernt, ist es ein Wunder, das wir beklatschen, bei Lotta ist es ein Weltwunder, wenn sie ihre Knie knickt. Es sind andere erste Male, doch sie machen mich nicht weniger stolz.

»Du bist entspannter geworden«, sagt eine Freundin. Ich habe keine Kraft mehr für falsche Kompromisse, ich bin ehrlicher geworden, mit mir selbst und anderen. Harry und ich hätten vielleicht auch ohne Lotta gemerkt, dass das geölte und mittlerweile gefleckte Küchenparkett nicht wichtig ist. Vielleicht hätten wir uns aber auch in einem Kleinkrieg zermürbt. Wir müssen immer noch aufpassen, dass der Graben zwischen uns nicht zu groß wird, achten weiter darauf, dass Ben nicht zu kurz kommt. Ein Balanceakt. Doch Ben wird von Lotta wohl mehr darüber lernen, was im Leben zählt, als von uns.

Ich wünsche mir einen Monat ohne Krankenhausbesuche und dass Lotta irgendwann keine Windeln mehr braucht. Doch ich kann wieder mit gesunden Kindern spielen, die so alt sind wie Lotta, ohne traurig zu werden. Ich möchte nicht mehr tauschen. Wir wissen immer noch nicht, wohin uns Lotta tragen wird. Wir haben ein anderes Vena-Galeni-Kind kennengelernt, Lukas. Als er zwei Jahre alt war, hatten die Ärzte ihn schon abgeschrieben, heute geht er auf eine Regelschule und spielt Fagotthorn. Diese Ungewissheit müssen wir aushalten.

Die Liste dessen, was Lotta nicht kann, ist lang, doch die Liste dessen, was sie kann, ist länger. Sie kann ihren Papa mit ihrem Grübchenlächeln so um den Finger wickeln, dass er sagt: »Ach, dann lass sie bei uns schlafen.« Sie kann im Kinderwagen so lange brüllen, bis ich sie auf dem Arm spazieren trage. Lotta liebt Musik, ihren Schnuller, rutschen, schaukeln, hoppe, hoppe, Reiter, wenn er fällt, dann schreit er.

Sie wird bald noch einmal operiert werden, vielleicht zum letzten Mal. Gerade heute hat sie sich zum ersten Mal einen Löffel in den Mund geschoben. Sie kann prima zuhören, sagt Ben und gibt Lotta einen Kuss. Sie strahlt ihn an, er sagt zu ihr: »Und lieb haben, das kannst du sehr, sehr gut.«

Quelle: Sandra Roth im ZEITmagazin, 12.1.2012 Nr. 03

Adresse: <http://www.zeit.de/2012/03/Kind-Behinderung/komplettansicht>

Mögliches Vorgehen bei der Bearbeitung:

Lesen des Textes mit arbeitsteiligen Aufträgen, z. B.:

- Stichwortartiges Notieren der Fakten
- Emotionen der Mutter im Verlauf von Schwangerschaft, Geburt, Heranwachsen
- Geschilderte Reaktionen des Umfelds
- Eigene Gefühle beim Lesen

Austausch im Plenum und Bedeutung für die berufliche Praxis.

Anlage 8

Disco in Kiel - "Hier kommt nur rein, wer einen Behindertenausweis hat" von Mathias Hamann, Kiel (Text als Materialvorlage)

Gerald Mangels alias DJ Gary organisiert seit mehr als dreißig Jahren eine Disco für Menschen, die anders ticken - Borderliner, Menschen mit geistiger Behinderung, Leute im Rollstuhl. Hausverbote gibt es trotzdem.

Türsteher Spomenko Reischert wacht über die Gäste in Garys Tanztempel, einer Disco in Kiel. Sonst steht hier der "Foxfriday" oder die "Wendlernacht" mit Schlager von Michael Wendler auf dem Programm. An diesem Montag gibt es eine Disco nur für Behinderte. "Hier kommt nur rein, wer einen Behindertenausweis hat", sagt er.

Nur Betreuer dürften noch mitkommen, sagt Reischert. "Damit die Gäste nicht belästigt werden, das ist ihr Abend." Es ist halb sieben, die Sonne taucht Kiel langsam in Farben für Postkartenfotos. Vor Garys Tanztempel stoppen Busse aus den Behinderteneinrichtungen der Umgebung. Betreuer und ihre Schützlinge steigen aus: Menschen mit geistiger Behinderung, Borderliner, Leute im Rollstuhl. Einige kommen seit 1979 - wegen der Stimmung, der Musik und Gary.

"Der Deal war immer: Die Betreuer kümmern sich um das körperliche Wohl, ich Sorge für das musikalische", sagt Gerd Mangels. Gleich wird er zu DJ Gary, aber jetzt bückt er sich hinter der Theke, seine grauen Locken fallen nach vorn. Der 65-Jährige wuchtet einen Metallkoffer auf den Tresen; Musik aus einem halben Jahrhundert und die aktuellen Charts. Gerd Mangels spielte früher Rock'n'roll, Ende der Sechziger tingelte er durch Schleswig-Holstein mit seiner Band. Doch als DJ verdiente er mehr.

Mit der Behindertendisco hat er 1979 angefangen. Wenn Gerd Mangels einen neuen Laden aufmachte, wanderte sie mit: Vom "Joy" in "Garys Tanztreff", kurz ins "Life" und jetzt in "Garys Tanztempel". Er montiert einen grünen Laser über seinen Kopf und erzählt weiter: "Normale Leute brauchen eine Weile, um in Stimmung zu kommen, hier wird das anders sein, Sie werden es selbst erleben." Seine Helfer zapfen ein paar Bier. Der Eintritt ist frei, jedes Getränk kostet 1,50 Euro, harten Alkohol gibt es nicht.

Der Laser schickt grüne Punkte auf die Wanderschaft und dann geht es los. Aus Gerd Mangels wird DJ Gary, er dreht den Sound auf. Spomenko Reischert öffnet die Tür, gutgelaunte Menschen strömen herein. Sie bekommen kleine gelbe Zettel. Lose für die Tombola.

"Die Stimmung? Die Musik ist doch immer gut"

Aus den Lautsprechern tönt DJ Garys Stimme: "Wir wollen feiern!" Auf der Tanzfläche wiegen sich nach fünf Minuten lachende Gesichter. Schon nach zehn Minuten wird der Platz eng. DJ Gary legt "Middle of the road" auf. "Where is your papa gone" singt er, das Publikum antwortet passend zum Liedtext: "Far far away." Auch beim Refrain setzen wieder viele Gäste ein: "Chirpy chirpy cheep cheep."

Andrea Schmitt begleitet ihre Tochter Maria. Was gefällt der 19-Jährigen hier? Die junge Frau schweigt, Mama schlägt als Antwort vor: "Die Stimmung? Die Musik ist doch immer gut." Ihre Tochter fängt an zu lächeln und nickt. Was sind Marias Lieblingshits? "Die von Andrea Berg, DJ Ötzi."

Maria ist geistig behindert - Komplikationen nach der Geburt. Sie spricht kaum. Stroboskoplicht wäre eine Gefahr, es könnte epileptische Anfälle auslösen. Deswegen würde ihre Mutter sie ungern in einen anderen Club gehen lassen. Außerdem fehle dort Gary. "Der nimmt die Leute, wie sie sind."

Der DJ dreht die "Atzen" etwas lauter: "Disco Pogo" und dann singen alle laut: "dingelingeling." Auf der Tanzfläche gehen die Arme nach oben, ein Pärchen schwofit.

Im Radio hätte DJ Gary längst Redeverbot, er quatscht in seine Stücke und macht Witze: "Ich bin jetzt 65, offiziell Rentner, wenn ich euch im Bus sehe, dann müsst ihr aufstehen."

Zwei Bier, zwei Hausverbote

Bei der "Polonaise Blankenese" schiebt sich eine Menschenschlange durch den Raum. "Das ist jedes Mal ein Highlight", erzählt Jeanine Reinholdt, Betreuerin der Ostholsteiner Behindertenhilfe aus Eutin, knapp 50 Kilometer von Kiel entfernt. Am Wochenende gäbe es für die Bewohner ihrer Einrichtung meist Fernsehen oder Ausflüge. Wer selbst in einen Club gehen will, der muss Bus oder Taxi bezahlen, dazu die teuren Eintritte: "Das können sich viele nicht leisten."

Für den Abend bei DJ Gary gelten Discoregeln: "Zwei Bier sind okay." Sie werden nicht so lange bleiben, sagt Reinholdt, denn am nächsten Tag heißt es in der Behindertenwerkstatt wieder früh aufstehen: Um kurz vor sechs klingelt der Wecker.

Nach zwei Stunden wird es auf der Tanzfläche ruhiger, alle strömen zum DJ-Pult. Jeder sucht seinen gelben Zettel, den Türsteher und Garderobier Spomenko Reischert am Eingang verteilt hat. Die Verlosung steht an. Es gibt Hasen und Bären aus Stoff zu gewinnen. Viele kleine Preise, damit sich viele Gäste freuen können.

Dann die letzten Songs, es ist kurz vor halb zehn. DJ Gary ruft zum Abschied: "Tschüss, ihr Süßen!" Die Tanzfläche leert sich, endlich ist Platz für die Rollstuhlfahrer und auch Marias Mutter wiegt sich noch einmal im Takt.

Spomenko Reischert gibt die letzten Jacken aus und zieht Bilanz. "Zwei Hausverbote mussten wir erteilen, da gab's Stress wegen Beziehungen." Ansonsten war alles friedlich.

SPIEGEL ONLINE 2011 <http://www.spiegel.de/panorama/0,1518,784698,00.html>⁸

Mögliche Arbeitsaufträge:

- Welche Motive für das Durchführen und Besuchen der Disco für Menschen mit Behinderung werden deutlich?
- Ist das nicht eher Ausgrenzung als Integration?
- Recherchieren Sie vor Ort, ob es bei Ihnen ähnliche Veranstaltungen gibt.
- Entwickeln Sie Ideen für gemeinsames ‚Feiern‘ von Menschen mit und ohne Behinderung.

⁸ a Vervielfältigung nur mit Genehmigung der SPIEGELnet GmbH

Anlage 9

Subjektivität und Selektivität der Wahrnehmung (Gelenkte Phantasie)

Mit geschlossenen Augen folgen die Schülerinnen und Schüler den Fragen (siehe unten), um die Wahrnehmung zu sensibilisieren. Dabei wird ein Bezug zur Biografie hergestellt, d. h. auf einer Zeitachse sollen sie besondere Ereignisse bildlich festhalten. Nach dieser Einzelarbeitsphase suchen sie sich einen Gesprächspartner und sollen als Ausgangspunkt ihre Zeitachsen nutzen und folgende Fragen beantworten:

- Wie nehme ich Personen mit Einschränkungen wahr?
- Wie bewerte ich Personen mit Einschränkungen?

Im Plenum können dann anschließende Fragen zur Auswertung genutzt werden:

- Wie ging es mir in der Kleingruppe bzw. beim Paargespräch? Was hat mich überrascht?
- Welche Themen waren besonders interessant? Wo gibt es Gemeinsamkeiten, wo Unterschiede?
- Wie nehme ich den Umgang mit Behinderung in der Gesellschaft wahr? Was bedeutet dies für mein pädagogisches Arbeiten?

Mögliche Frage zur gelenkten Phantasie:

- Welches sind deine frühesten Erinnerungen an eine Begegnung mit einem Mensch mit einer Behinderung?
- Wo fand diese Begegnung statt?
- Wie sah diese Begegnung aus?
- Welche Gefühle und Gedanken haben dich damals während der Begegnung begleitet?
- Welche Erfahrungen hast du mit Kindern und Jugendlichen mit Behinderungen gesammelt?
- Wo hast du in der Öffentlichkeit Menschen mit einer Behinderung wahrgenommen?
- Wie hast du die Menschen mit Behinderung wahrgenommen?
- Welche Gefühle wurden bei dir ausgelöst?

Anlage 10

Einstiegsübung „one-step-forward“

(in Anlehnung an: Inklusion lehren und lernen. Bausteine einer inklusiven Fachschuldidaktik. In: TPS, 1/2011, S. 29ff.)

Jede/r Fachschülerin erhält eine Rollenkarte und muss anschließend verschiedene Fragen beantworten. Die Schüler/innen stehen in einer Reihe. Wer die Frage aus seiner Rolle heraus mit „Ja“ beantworten kann, darf einen Schritt nach vorn treten. So wird die gesellschaftliche Position der einzelnen Personen deutlich. Zudem werden die abstrakten Ausgrenzungslinien deutlich. Aus der Betroffenheit heraus, kann dann Ungleichheit, Ausgrenzung und Privilegiertheit thematisiert und bearbeitet werden.

Rollenkarten	Fragen
21-jährige Studentin aus Nigeria	Würdest Du dich nachts in öffentlichen Verkehrsmitteln sicher fühlen?
25-jähriger Facharbeiter mit türkischem Migrationshintergrund	Würdest Du einen Kredit bei deiner Bank bekommen?
45-jähriger Pförtner, der auf einen Rollstuhl angewiesen ist	Darfst Du bei der nächsten Kommunalwahl wählen?
...	...